



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

9. Scheitern des Ausgleichs

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

9. Scheitern des Ausgleichs

Der Kaiser lebte in dem Bewußtsein einer Gewissensverpflichtung, das gesamte kirchliche und politische Vermächtnis seiner Ahnen ungeschmälert und unverletzt seinen Erben erhalten zu müssen. Darin waren die öffentlichen Ordnungen ebenso eingeschlossen wie der Besitz seiner Länder und Rechte — nach den Stimmungen seiner Jugend auch das Verlorene, das Stammland Burgund. Da aber alle diese Verhältnisse und Besitztitel in Frage gestellt oder angegriffen wurden, blieb er zeitlebens und meist gleichzeitig in unübersehbare und schließlich unlösliche Händel verstrickt. Sich in diesen Kämpfen zu behaupten, wurde sein Schicksal. Unter immer neuen Bedingungen sah er sich unablässig vor die Grundfrage aller Politik gestellt, Verhandeln oder Gewalt. Bald hatte das eine, bald das andere Mittel ihm die Früchte gepflückt. Meist mußte er sie beide gleichzeitig anwenden. Eben jetzt, im Herbst 1538, war er so erfüllt von dem Kampf gegen die Ungläubigen zu Wasser und zu Lande, daß er alles daransetzte, sich durch fast nervös geführte Verhandlungen dafür ganz freizumachen. Es schien ihm zu gelingen. Nur in Deutschland durchkreuzten ärgerlicherweise bisher kaum beachtete Kampfstimmungen seine diplomatischen Absichten.

Karl V war selbst nicht eigentlich Diplomat, noch auch Feldherr. Von Geburt und Erziehung Edelmann und Ritter, mutig und waffenfreudig, fehlte ihm doch das frühe Leben in soldatischen Verbänden, das ihm das zwanglos Führerhafte hätte geben können. Noch weniger reichte seine militärisch geographische Bildung aus zum Ansaß und zur Leitung von Operationen, so sehr er sich auch in raumpolitische Vorstellungen hineinlebte und nach Karten zu operieren lernte. Das Interesse für das Geschützwesen mag ein Erbe des Großvaters Maximilian gewesen sein. Auch die Wichtigkeit des Nachschubs sah er deutlich, zumal nach dem Erlebnis in der Provence; deshalb bevorzugte er jetzt den Seekrieg mit Verpflegungsschiffen, um nicht „auf Feindesland angewiesen zu sein“, wie er dem Bruder am 30. November schrieb.

Nicht anders stand es um seine Diplomatie. Er besaß eine gute Menschen-

kennntnis, aber seine von Haus aus steife Natur hatte zu früh auf der höflichen Bühne gestanden, als daß er sich selbst in der leichteren Art der Menschenbehandlung gewandt hätte bewegen können. Seine Reflexionen wie seine Briefe blieben schwerfällig, ernsthaft, suchend. So lag seine Stärke in den eigentlich königlichen Tugenden der unbedingten Zielsicherheit und Zuverlässigkeit, womit freilich ein wachsender Glaube an sich selbst verhängnisvoll Hand in Hand ging. Die sich auch äußerlich bewährende innere Haltung gab diesem zarten, oft leidenden, langsamen, in seinen Zügen eher unschönen Menschen etwas Zwingendes und schließlich doch auch Führendes. Wir verzichten auf welt-historische Vergleiche, aber daß er als Persönlichkeit seine fürstlichen Zeitgenossen weit überragte, zeigte sich täglich.

Er wählte und verwandte die Männer seines Vertrauens mit kritischem Scharfblick; ungern, aber wenn sie wirklich versagten, ließ er sie auch wieder fallen. In militärischen Dingen vertraute er früh dem Jugendfreund Lannoy, dann Oranien, in diesen Jahren vor allem dem Andrea Doria, der ihm wohl seit Tunis eine fast gefährliche Leidenschaft für den Seekrieg einflößte; zur See litten seine spanischen Königreiche am meisten; hier wollte er sie verteidigen; hier allein hatte er bis dahin selbst mit triumphiert. Neben Doria und Ferrante Gonzaga traute er zeitig dem Urteil des Herzogs von Alba. Weniger dem alten Freund Nassau, dem der Erfolg eigentlich immer versagt geblieben war. Eher schon Büren, Vater und Sohn.

In den politischen Geschäften war längst eine bemerkenswerte Dezentralisation eingetreten. Natürlich brauchte er nach wie vor einige besonders tüchtige Kräfte in seiner unmittelbaren Umgebung für Verhandlungen und Geschäfte. Die sichere Stellung des Großkomturs von Leon, wie er allgemein hieß, Francisco de los Cobos, gründete sich wohl vor allem darauf, daß er, ohne starke Eigenart, die Gabe der klugen Einfühlung in die Absichten des Kaisers besaß und sich durch seine große Arbeitskraft vollends unentbehrlich machte. Die Kunst der Beobachtung, Verhandlung und Formulierung besaß des Kaisers zweite Stütze, Nikolaus Perrenot, Herr von Granvelle; aber auch er vertrat bei aller Klugheit nicht eine eigene Linie wie einst Gattinara. Er scheint immerhin den Kaiser genügend kritisch beurteilt zu haben, um wenigstens die Idee des Staatsrats zu pflegen; er richtete seine großen Denkschriften wohl an „Seine Majestät und diese Herren“. Allein, wenn ich mich nicht täusche, so hat der Staatsrat doch die alte politische Bedeutung nicht wieder gewonnen. Die Zeiten der Chievres, Gattinara, Nassau, La Chaulz, La Roche, Gorrevod und eines wirklichen Einflusses hoher spanischer Prälaten kehrten nicht wieder.

Auch zu Reichswätern wollte der Kaiser jetzt religiöse Naturen, nicht Politiker wie Loaysa, den er als solchen schätzte.

Daraus folgte, daß Karl den größten Teil seiner politischen Talente jetzt im Außendienst brauchte, in der sorgfältigen Überwachung und Behandlung fremder Höfe und Räte. Granvelle hatte sich zunächst als Diplomat bewährt; ihm vertraute der Kaiser, so ungern er ihn entbehrte, doch immer wieder kürzere oder längere Missionen von besonderer Bedeutung an. Seinen Schwägern Bonvalot und St. Mauris dagegen auf Jahre den wichtigsten Posten, Frankreich, wo er stets Burgunder verwandt hatte, de Praet, des Barres, Noircarmes, Hannart und später Marnol. In England brauchte er von Anfang an neben Burgundern, wie le Sauchy und Eustache Chapuys, auch Spanier, wie den Bischof von Badajoz, dann Sñigo und Diego Mendoza. Rein spanisch war stets die Vertretung an der Kurie durch Castilianer und Aragonesen, Juan Manuel, den Herzog von Sessa, Miguel Mai, Cifuentes und Aguilar; ebenso in Venedig und Genua, wo jetzt Diego Mendoza und Figueroa saßen. Die nordischen Angelegenheiten überließ er völlig den niederländischen Räten. Diese verwandte er, nach Verbrauch der Räte Maximilians, mit Vorliebe auch im Reich; die Vizkanzler Sebastian Merklin und später Geld waren als Oberdeutsche Ausnahmen; die beiden anderen, der Luxemburger Matthias Held aus Arlon und sein Landsmann Johann von Naves, auch der Niederrheiner Johann von Weeze (südlich Cleve), vorübergehend Erzbischof von Lund, und Cornelius Schepper, Herr von Eke, waren Kinder der niederländischen Kultur. Dahin gehörte auch Gerhard Veltwyk, ein getaufter Jude, sehr gewandt und von dem lebhaftesten theologischen Interesse des Konvertiten. Die nächsten Jahre sollten zeigen, wie wichtig oder verhängnisvoll alle diese Kräfte für den Kaiser waren.

Verhandlungen mit den deutschen Ständen. Mission Helds, 1537

Die Regierung von Deutschland war die merkwürdigste Mischung einer Statthaltertschaft Ferdinands, der seit seiner Wahl zum römischen Könige das Anrecht auf selbständige Führung gehabt hätte, und eines fortgesetzten Hineinredens des Kaisers durch ständige oder außerordentliche Gesandte. Nur die gütige und ergebene Natur Ferdinands konnte das ohne schwere Konflikte aushalten; seine Ablenkung, zumal durch die ungarischen Sorgen, wird es ihm erleichtert haben.

So bildet die ausgiebige, größtenteils noch ungedruckte Korrespondenz des Kaisers mit seinem Bruder durch alle diese Jahre für uns die vornehmste Quelle für das, was unter den Reichsachen dem Kaiser wirklich am Herzen lag. An der Spitze stand immer, besonders seit der württembergischen Überempelung von 1534, die Sorge vor der Einmischung Frankreichs in Deutschland, vor der Aufstachelung deutscher Stände gegen das kaiserliche Haus, vor der Gewinnung von Truppen aus diesem größten und ergiebigsten Rekrutierungsgebiet zum Kriege gegen den Kaiser. Sodann Ferdinands Kampf um Ungarn mit dem seit 1526 oft wiederholten Rat Karls, sich mit Johann Zápolya irgendwie, selbst unter Verlusten, zu vertragen, denn man wußte sehr gut, daß dieser dauernd mit Frankreich und Bayern und anderen Gegnern oder falschen Freunden des Hauses Habsburg in Beziehung stand. In demselben Zusammenhang will auch das ewige Drängen des Kaisers auf Verständigung mit Bayern begriffen sein; er mochte sehen oder ahnen, daß hier politische Gefahren und kirchliche Gemeinschaft gleichmäßig zu Vorsicht rieten. Von den dänischen Dingen ist eigentlich nur insofern die Rede, als den Habsburgern je länger je mehr an einer möglichst engen Verbindung mit dem kurpfälzischen Hause gelegen war, und Ferdinand den Auftrag erhielt, den Pfalzgrafen Friedrich durch seine Ehe mit Dorothee von Dänemark festzuhalten; für den Erwerb der Krone taten beide nichts. Endlich spielten an außenpolitischen Beziehungen noch die Wünsche Karls wegen der Regierung in Pfort eine gewisse Rolle, da er von hier aus die Freigrafenschaft Burgund sowohl gegen Truppen wie gegen Ketzereien schützen wollte.

Die innerdeutschen Angelegenheiten traten demgegenüber zurück. In der Beurteilung des Landgrafen von Hessen, der den Habsburgern so kühn das Land Württemberg weggenommen hatte, schwankten sie. Beide nahmen seine Diensterbietungen gern entgegen; doch mußten sie wissen, daß sie an die Voraussetzung gebunden waren, in Sachen der Religion den bisherigen Friedstand ungestört zu lassen. Kleinlicher und enger waren die Anliegen Kurpfalzens wegen seiner Stellung zu Ferdinands Königswahl und der Folgen, die des Kurfürsten Verhalten für seine Erben haben könnte; dazu die Erbverbrüderung mit dem verschwägerten Jülich-Cleve, die wegen Geldern die Niederlande anging und in die französische Bündniszone hineinragte.

Im übrigen galt um die Mitte der dreißiger Jahre als die große Frage im Reich die Auslegung des Nürnberger Religionsfriedens von 1532, der unter dem Druck der Türkengefahr zustande gekommen sich natürlich nur auf kirchliche Dinge beziehen sollte. Bei der unlöslichen Verquickung des Weltlichen und des Geistlichen hatte aber das Kammergericht viele Möglichkeiten der

Auslegung, und es bediente sich ihrer zumeist im altkirchlichen Sinn. Zur Zeit schwebten Prozesse gegen fünf Fürsten und vierzehn Städte; zwei hatten schon zur Verhängung der Reichsacht geführt. Außerdem war umstritten, ob neue Anhänger der Augsburgischen Konfession in den Genuß des Friedens träten; denn weitere Neuerungen waren ja in allen Reichstagsabschieden verboten worden. Und doch empfanden die Protestierenden diese Einbeziehung als selbstverständlich. Darüber hinaus war schon auf dem Augsburger Reichstag von 1530 deutlich von der Möglichkeit der Gewalt geredet worden; je mächtiger jeweils der Kaiser etwa 1535 und 1536 dastand oder rüstete, um so mehr geschäftige Zuträger, mißtrauische oder weisblickende Politiker gab es, die vom Kaiser für eine nahe oder ferne Zukunft das Schlimmste befürchteten. Sollte man nicht vorbeugen? Die kaiserlichen Zugeständnisse waren doch alle nur befristet bis zur Entscheidung eines allgemeinen Konzils. Konnte man sich nachgerade über eine solche Kirchenversammlung keinen Täuschungen mehr hingeben, so war ganz sicher die Durchführung ihrer Beschlüsse nur möglich mit Gewalt.

In diesen Stimmungen hatte sich der Schmalkaldische Bund weiter gestärkt. Im Dezember 1535 war er nicht bloß bis zum Februar 1537, sondern darüber hinaus auf zehn Jahre erstreckt worden; die Glieder nahmen zu unter den Fürsten wie unter den Städten; ebenso Verfassung und internationales Ansehen. Auf dem letzten Bundestag waren England und Frankreich durch Boten vertreten; König Christian III von Dänemark trat zum Bunde sogar in ein engeres Bündnisverhältnis, Oktober 1536 und April 1538. Man beleihtigte sich allerdings einer loyalen Haltung in Türkenachen und sonst; es ärgerte König Franz, aber beruhigte den Kaiser, daß man Verbindungen mit Frankreich gegen die Habsburger ausdrücklich ablehnte. Allgemein gewann man im Bunde doch an Selbstvertrauen, und die Reichsregierung so gut wie die übrigen Stände spürten das. Angesichts der Gerüchte über kriegerische Absichten des siegreichen Kaisers gegen die Protestanten wirkte es beruhigend, daß er dem Kurfürsten von Sachsen am 7. Juli 1536 aus Savigliano südlich Turin ausdrücklich versicherte, nicht mit Gewalt vorgehen zu wollen. Bald danach ließen die Schmalkaldischen dem Kaiser durch eine förmliche Gesandtschaft unter dem Grafen von Pappenheim ihre Beschwerden vortragen über Kammergerichtsprozesse und anderes; er gab ihnen in Nizza eine hinhaltende Antwort und vertröstete sie auf eine besondere Botschaft.

Die übrigen Stände des Reichs bildeten nichts weniger als eine altkirchliche Einheit. Einige Anhänger der Augsburgischen Konfession waren nicht Bundesmitglieder, hielten sich aber politisch gleich. Viele waren unentschieden; die

Bischöfe fast durchweg verängstigt; sie fürchteten die katholischen Landesfürsten nicht weniger als die protestantischen; Trier wies einmal darauf hin, daß auch der Kaiser Utrecht säkularisiert habe. Die altkirchlichen Laienfürsten aber schienen aufgespalten in Kaisertreue und Gegner der Habsburger. Die ersteren waren natürlich die Schwächeren; als ihre Häupter durften Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel und Herzog Georg von Sachsen betrachtet werden. Dagegen war die Seele fürstlicher Opposition noch immer Bayern. Da nun aber dasselbe Bayern zugleich am entschiedensten den altkirchlichen Standpunkt vertrat, so überschnitten sich hier die politischen Systeme in einer oft sehr peinlichen Weise. Der Geschichtsschreiber Bayerns muß für den Winter 1534/35 bekennen, „daß die Falschheit und Doppelzüngigkeit dieser Politik nicht leicht übertroffen werden konnte“. Diese Charakteristik dürfte man noch auf die nächstfolgenden Jahre mit erstrecken. Der Haß der bayerischen Brüder gegen Ulrich von Württemberg, andererseits die Überzeugung, daß sein Freund Philipp von Hessen der tatkräftigste Vorkämpfer einer Fürstenpolitik war, der Ärger über Ferdinands Königswahl in Böhmen und im Reich, und doch wieder das Bedürfnis konfessioneller und nachbarlicher Anlehnung, die Verbindungen mit den Gegnern des Habsburger im Auslande, die man gern als ganz harmlos hinstellte, die Eier nach dem Erwerb von Mailand durch Verbindung Herzog Ludwigs mit der Herzogin-Witwe Christine und die kränkende Behandlung, die der Kaiser dem plötzlich so kriegseifrig gewordenen Herzoge während des provenzalischen Feldzuges angedeihen ließ — das alles, zusammen mit natürlichen Schwankungen in der Politik der jeweils verbündeten Fürsten, wirkte zersetzend und lähmend auf diese bayrische Politik, die vergebens nach einer großen Linie suchte.

Trotz aller Beziehungen aber zu den Schmalkaldischen Fürsten und insbesondere zu Hessen war gerade die noch immer wesentlich von dem robusten Leonhard von Eck geleitete Politik der bayrischen Herzöge diejenige, die am leidenschaftlichsten die Anwendung der Gewalt gegen die Protestanten forderte und stets bereit war, dem Kaiser ins Gesicht seine sträfliche Schwäche vorzuwerfen. Hinter Herzog Wilhelm blieb sein Bruder Ludwig nicht zurück; hinter Eck nicht der mehr geschmeidige Weisensfelder. Im Februar 1536 weilte er am kaiserlichen Hof in dynastischen Anliegen; er trug kein Bedenken, vorzuschlagen, daß man eines Tages unter dem Vorwande von Rüstungen in Oberitalien den Protestantenkrieg beginnen solle. Wie weit jeweils der Wunsch dabei mitwirkte, den Habsburgern Ungelegenheiten zu bereiten, mag dahingestellt bleiben; das Verlangen war an sich echt.

Während der Kaiser sich in Augsburg 1530 die größte Mühe gegeben hatte, eine theologische Verständigung herbeizuführen, politisch aber schon seit 1526 die Geneigtheit zu Friedständen erkennen ließ, ging — wie wir betonen müssen — die Schärfe des konfessionellen Gegensatzes und das Drängen auf die Entscheidung der Waffen in erster Linie von den deutschen Fürsten selbst aus.

Der Gegensatz zwischen ihnen sollte nun allerdings durch einen Rat des Kaisers, nachweislich gegen dessen Willen, eine erhebliche Verschärfung erfahren. Der Kaiser sandte nach der Rückkehr aus der Provence Ende Oktober 1536 entsprechend seiner vorläufigen Antwort von Nizza den Reichsvizekanzler Matthias Held zu mündlichem Bescheid nach Deutschland. Dieser frühere Rat am Reichskammergericht war nicht nur starr altkirchlich gesinnt und juristisch unbiegsam, sondern zugleich ein Mann von starkem Geltungsbedürfnis, wie das bei Leuten seiner unscheinbaren Figur nicht selten beobachtet wird. Seine nach Anweisung des Kaisers wohl von ihm selbst aufgesetzte Instruktion enthielt eine nähere Deklaration des Nürnberger Religionsfriedens; auch eine Werbung wegen Unterhalt des Kammergerichts; vor allem die Forderung des Konzilsbesuches und der Türkenhilfe; nicht zuletzt die möglichste Fernhaltung der Fürsten von Frankreich. In der von ihm vorgezeigten Vollmacht war sein Auftrag so gefaßt, daß der Erzbischof von Lund Zweifel an der Echtheit äußerte.

Das weitaus wichtigste unter seinen Papieren war jedoch die als geheim bezeichnete französische Nebeninstruktion, die wirklich auf den Kaiser zurückgeht und besser als irgend etwas dessen damalige Erwägungen in der Kirchensache erkennen läßt. Sie sind ganz überraschend. Ihre sehr kühnen Folgerungen sollte der Vizekanzler zunächst mit König Ferdinand und seinem ersten Rat, dem Kardinal von Trient, geheim und sorgfältig besprechen; unzweifelhaft aber sollten sie auch ihm persönlich die Richtung geben für sein Verhalten.

Man sehe noch nicht klar, sagte der Kaiser, ob der König von Frankreich Frieden wolle und sein Angebot wegen Mailand annehme oder weiteren Krieg, und was in diesem Falle der Papst und Venedig tun würden. Deshalb wäre sehr wichtig, etwas über die entsprechende Neigung der deutschen Kurfürsten und Fürsten zu erfahren. Denn Deutschland sei weder im Glauben noch in dem Gehorsam gegen den Kaiser einig, was wiederum Frankreich so kriegslustig mache und so hartnäckig gegen das Konzil. Festzustellen also, was geschehen solle, wenn der Papst auf Anstiften des Königs oder aus Angst vor dem Abfall Frankreichs unter dem Vorwand des französischen Krieges sich vom Konzil zurückzöge, zumal der Papst, statt sich gegen die ihm bekannten böswilligen

Handlungen des Königs zu wenden, darauf bestehe, neutral zu bleiben, und behauptete, er müsse zwischen sie als Vater treten. Er, der Kaiser, wolle gewiß nichts tun gegen den apostolischen Stuhl und die Grundlehren der Kirche. Allein, wenn der Papst in dieser Zurückhaltung verharre, so müsse er seinerseits ganz ernstlich überlegen, was geschehen könne, weiterer Verwirrung in Deutschland zu steuern, insbesondere den Gefahren für seine kaiserliche Stellung und für die Abwehr der von Frankreich aufgeheßten Türken.

Die erste Frage wäre also, fuhr er fort, ob man das schon angesagte und etwa von Deutschland bewilligte Konzil auch ohne Papst und ohne Frankreich abhalten könne, da es ja von Portugal, den italienischen Staaten und wohl auch von Polen beschickt werden würde, auf England ohnehin nicht zu rechnen sei. Oder aber — wenn man das Konzil nicht, gestützt auf ganz Deutschland oder doch den größeren Teil desselben, begehren könne —, ob es nicht Mittel und Wege gäbe, die vom Glauben Abgewichenen für immer wenigstens gegen Gewalt zu sichern — falls sie sich mit den übrigen Ständen im Rahmen eines allgemeinen Landfriedens hielten —, also durch Verlängerung des Nürnberger Friedens? Oder, ob man auf einer Nationalversammlung in Deutschland beschließen dürfe, in Punkten, die nicht zu den Grundlehren des Glaubens gehörten, entgegenzukommen? Oder endlich, ob man sich unter Verzicht auf Regelung der Glaubenssache darauf beschränken solle, nur die kaiserliche und königliche Autorität zu sichern und es Gott anheimzustellen, das zu seinem Dienste nötige Mittel zu verleihen? Denn Gott wisse ja, wie sehr sein Bruder und er sich um diese Dinge sorgten und mühten.

Mit diesem Ausblick verläßt die Instruktion den großen Stil, um in erster Linie Ferdinand gegenüber auf die Tagesfragen zurückzukommen. Da der König von Frankreich offenbar weder auf Gott noch auf Ehre halte, für sie aber das Letzte auf dem Spiele stehe, so müsse alles zurücktreten, auch Ungarn. Die ungeheuren Anforderungen seiner Reiche zwängen ihn, zunächst nach Spanien zu eilen. König Ferdinand möge ja sein Aufmerken haben auf seine Räte, über die man rede; aber auch des Kaisers Zurückhaltung in der Ratifikation des Wiener Vertrags mit dem Kurfürsten von Sachsen verstehen und sich klar machen, daß es zur Zeit unmöglich sei, Dänemark für den Pfalzgrafen zu gewinnen; deshalb auch hier ein Abkommen anzustreben.

Was war der Sinn dieser vielbesprochenen und gewiß in allen Punkten sehr delikaten Instruktion? Offenbar doch eine starke Friedwilligkeit und in diesem Sinne der Auftrag, nicht nur in Wien oder Prag, sondern gerade auch bei den protestantischen Fürsten Fühlung zu suchen, ihre Meinungen und Möglichkeiten

abzutasten und die kaiserliche Politik durch ein sorgfältig verschleiertes Handeln und dann durch einen alle Momente beachtenden Bericht zu unterstützen.

Was aber tat Held? Er reiste im Winter 1536/37 zwar zu König Ferdinand, verhandelte jetzt und später mit ihm und Lund, besuchte dann auch die protestantischen Höfe, hatte freilich schon dabei das Unglück, von den einzelnen Fürsten auf den Bundestag zu Schmalkalden verwiesen zu werden, wo ihm die Möglichkeit erschwert war, persönlich zu wirken und die Stimmungen der einzelnen abzufühlen. Aber er scheint sich auch gar nicht darum bemüht zu haben. Da außerdem der Inhalt seiner deutschen Instruktion in der Hauptsache eine begründete Ablehnung der Beschwerden gegen das Kammergericht war (man dürfe dem von den Ständen selbst bestellten Gericht nicht dreinreden), und daneben die Werbung gegen Frankreich und für das soeben von den Schmalkaldischen in ihren Beratungen abgelehnte Konzil, er auch beides trocken und barsch vortrug, so entfesselte er in der geschlossenen Versammlung der Gegner zu Schmalkalden am 15. Februar 1537 einen Sturm der Entrüstung.

In einem Bericht an den Kaiser aber vom Herbst dieses Jahres, den wir neuerdings auch besitzen, fehlt das ihm nahegelegte Eingehen auf die inneren Möglichkeiten in Deutschland gänzlich. Er schilderte nur allgemein und in den düstersten Farben die Bosheit der Lutheraner, ihre Förderung Frankreichs durch Knechte und Kriegsmaterial, Verbreitung französischer Flugschriften und Unterdrückung eines dem Kaiser günstigen Nachrichtendienstes. „Türken, Franzosen, Boiwode und Lutheraner sind von der gleichen Ehre und dem gleichen guten Willen gegen den Kaiser“, höhnte er. Vor dieses grelle und doch unscharfe Bild stellte er dann prahlerisch und leichtsinnig sein untrügliches Heilmittel, die Gründung des von ihm erdachten und, wie er sich rühmte, bis in die einzelnen Artikel redigierten katholischen Bundes. Gott habe den Plan so gefördert, daß man keine Schwierigkeiten mehr sehe. „Ohne diesen Bund geht alles zugrunde, da die Abgewichenen fest entschlossen sind, die Katholischen hinterrücks zu überfallen, wie in Württemberg.“ Sie seien nur noch nicht genügend gerüstet; aber im nächsten Frühjahr gehe es sicher los. Auf den Papst sei kein Verlaß. „Wenn erst der Bund vollendet ist, wird es mit allen Unruhen und französischen Praktiken in Deutschland zu Ende sein.“ Daß die Lutheraner sich durch das Ausschreiben eines Reichstages irgend im Zaume halten ließen, nehme zwar der Kaiser an; das Gegenteil aber sei wahr. Ein Reichstag ohne Erledigung der Religionsache habe keinen Sinn; erst nach Gründung der Liga könne man ihn ohne Besorgnisse abhalten.

Man weiß nicht, ob man mehr staunen soll über die diplomatischen Mängel des Vizekanzlers oder über seine plumpen und selbstgefälligen Übertreibungen, die das Ihrige dazu beigetragen haben werden, ihn seinen Kollegen Granvelle, Lund und Navas auf die Dauer unerträglich zu machen. Der Gedanke des Schußbundes lebte schon in dem vor ein paar Jahren gegründeten, aber ganz unwirksam gebliebenen kaiserlichen neunjährigen Bunde, und an den Artikeln der Verfassung des neuen Bundes, die sich an diejenigen des Schmalkaldischen Bundes anlehnten, haben sichtlich auch andere mitgearbeitet. Das Entscheidende bleibt, daß Held in der Richtung seiner eigentlichen Instruktion — also im Sinne der kaiserlichen Politik, die er nicht begriff oder nicht begreifen wollte — nichts tat und nichts erreichte.

Mit der Mission Helds wurde angesichts der schon vorher festgelegten Haltung der Schmalkaldischen einstweilen auch der Konzilsplan für Deutschland zu Grabe getragen. Es verlohnt sich, darauf zurückzublicken. Mit der Forderung eines allgemeinen Konzils stand die kaiserliche Politik seit den Tagen Gattinaras in einer Front mit altkirchlichen und lutherischen Ständen. Die ablehnende Haltung Clemens' VII hatte nur dazu gedient, die Konzilsfreunde einander zu nähern, und diese stille Bundesgenossenschaft war lange ein nicht zu unterschätzendes Ferment des Friedens in Deutschland. Ausdrückliche Friedenssicherungen aber wollte der Kaiser schon 1526 wegen der Kriegshilfe in Italien geben; wegen der Türkenhilfe bewilligte er 1532 geradezu den Nürnberger Religionsfrieden. Je mehr der Papst dem Konzil abgeneigt blieb, dafür aber unbestimmte Zugeständnisse gut hieß, um so sicherer fühlte sich der Kaiser in dieser Politik; sein Konzilsbegehren war also für ihn zugleich eine innere Entlastung. Deshalb bedeutete umgekehrt die ostensiblen Konzilsbereitschaft Pauls III für die deutschen Verhältnisse eine merkliche Erschwerung. Wie ein Konzil zusammengesetzt sein werde, wo es abzuhalten, wer es leite, welche Gelegenheiten man den Protestanten dort bieten würde, alles das war gegenstandslos, so lange ein Papst das Konzil nicht wollte. Es trat aber drohend in das Bewußtsein der Beteiligten, sobald förmliche Einladungen seine Verwirklichung näher rückten.

Der erste Nuntius Pauls III in Konzilsachen, Pietro Paolo Bergerio, der später als protestantischer Theologe in Württemberg enden sollte, erhielt von den Schmalkaldischen gegen Weihnachten 1535 den Bescheid, daß sie von jeher ein allgemeines christliches und freies Konzil begehrt hätten, wie es der Zeit so bitter not tue; gegen das ihnen vorgeschlagene Mantua verlangten sie ein Konzil auf deutschem Boden; endlich und vor allem sei der Papst Partei

und könne nicht Richter und Leiter sein. Nachdem gleichwohl durch die Bulle vom 2. Juni 1536 das Konzil in aller Form ausgeschrieben war, ergingen neue Einladungen und die Sondergesandtschaft des Auditors der Rota Peter Vorst an die deutschen Fürsten. Wir können ihn auf seiner Reise verfolgen, von Wien, wo er sich aufs beste empfangen fühlte, durch Franken über Nürnberg, Bamberg, Würzburg und weiter nach Schmalkalden. Hier war Held schon eingetroffen, hatte auch auftragsgemäß für das Konzil geworben, aber am 24. Februar einen verlegend ablehnenden Bescheid davongetragen. Die Schmalkaldischen wiesen das von Paul III ausgeschriebene Konzil zurück, da es den Reichstagsabschieden nicht entspreche, in denen von einem freien christlichen Konzil auf deutschem Boden die Rede sei, Paul III überdies gleich seinen Vorgängern ihre Lehre schon vorweg verurteilt habe und noch in der Berufungsbulle ausdrücklich von der „Pest der lutherischen Häresie“ spreche; er sei Partei und könne nicht Richter sein.

Held hatte repliziert; der Bund in einem ebenso ausführlichen Schriftsatz erneut geantwortet. Als der päpstliche Nuntius erschien, wollte man mit ihm überhaupt nicht verhandeln, übergab ihm vielmehr nur die Antwort an Held und legte sogar die von ihm mitgebrachten päpstlichen Breven mit betonter Abweisung wieder bei. Es fruchtete auch nichts, daß Held und Vorstius im März noch den Tag der erbverwandten Häuser von Brandenburg, Sachsen und Hessen in Zeiß besuchten, auf dem auch Heinrich der Jüngere von Braunschweig erschien. Nur daß hier, unter dem Eindruck ihrer doppelt unfreundlichen Abweisung, der Vizekanzler und nach dem eigenen Bericht vom 23. März auch der Nuntius wenigstens mit den katholischen Teilnehmern der Tagung in nähere Fühlung traten.

Die Sache des Konzils schien hoffnungslos. Gestützt auf Deutschland, wollte der Kaiser nach seiner Geheiminstruktion für Held das Konzil nötigenfalls selbst in die Hand nehmen. Aber gegen den offenen Protest der Schmalkaldischen — das wäre sinnlos gewesen. Kaiser und Papst zogen in der Tat alsbald ihre Folgerungen. Die erste Prorogation des Konzils vom 20. April 1537 berief sich noch auf die Schwierigkeiten, die der Herzog von Mantua gemacht hatte. Aber die zweite Hinausschiebung des Termins, am 8. Oktober, begründete sich schon mit der allgemeinen politischen Lage, der Türkengefahr und der Zurückhaltung der christlichen Fürsten; sie erfolgte auf ein Jahr, nicht mehr nach Mantua, sondern mit Zustimmung Venedigs nach Vicenza. Indessen, obwohl im Sommer 1538 die Friedenssonne wieder über Europa schien, prorogierte der Papst am 28. Juni in Genua das Konzil zum dritten Male auf ein Jahr. Dieses Mal aus ganz anderen Gründen.

Noch mußte der Kaiser nichts Näheres von dem katholischen Bund des Vizekanzlers Held. Wohl aber hatte er soeben, am 23. Juni, in Genua, wohin er von Nizza aus den Papst zunächst begleitet hatte, von König Ferdinand die ersten Mittheilungen erhalten über die von dem Kurfürsten Joachim II von Brandenburg angesponnene Vermittlung in der Religionsache, die seinen eigenen Bestrebungen so sehr entgegenkam. Papst und Kaiser konnten angesichts solcher Möglichkeiten auf das zur Zeit wirklich aussichtslos gewordene Konzil verzichten und sich ganz der für ihre Länder im Augenblicke sehr viel brennenderen Türkenfrage zuwenden.

Inzwischen war der katholische Bund, den Ferdinand durch eine schlecht besuchte Besprechung in Speyer im März 1538 vorbereitet hatte, nach vielen unfruchtbaren Verhandlungen am 10. Juni (also ungefähr in den Tagen des Waffenstillstandes von Nizza) zu Nürnberg wirklich gegründet worden. Die Tatsache, daß kein Kurfürst als solcher dabei war, auch kein Bischof, außer den beiden Erzbischöfen von Salzburg und Magdeburg, genügt zur Charakteristik der ganz unrichtigen Einschätzung der deutschen Verhältnisse durch den Vizekanzler. Unter den übereifrigen Trägern des Bundes, den Herzögen von Braunschweig, Bayern und Sachsen, bestand nicht einmal völlige Übereinstimmung über seine letzten Ziele; infolge der uneinheitlichen Politik Bayerns blieb er innerlich vollends kraftlos. Auch der Papst versagte auf Rat seines Nuntius Morone einstweilen seine Beihilfe. In Deutschland war gleichwohl der Eindruck anfangs groß.

Der Kaiser, der den Berichten Helds zunächst ja trauen mußte, zumal sie von Ferdinand gestützt wurden, brachte dem Bund anfangs ein begreifliches Interesse entgegen, wenn er auch weit davon entfernt war, sich durch die Eigenmächtigkeiten des Vizekanzlers seine Politik vorschreiben zu lassen. Er hatte dem Bruder schon am 31. Mai ans Herz gelegt, sich durch die ihm von Held gemeldeten „Unverschämtheiten“ der Gegner nicht von der früher empfohlenen Linie der Vermittlung ablenken zu lassen, damit wenigstens nichts Schlimmeres geschehe, vielmehr unter allen Umständen vermieden werde, daß die Schmalkaldischen zur Gewalt griffen. Entgegenkommen also, soweit es mit Gewissen und Ehre vereinbar sei, auch in der Frage der Kirchengüter. Man könne den Schmalkaldischen sogar von einem Reichstage sprechen und diesen später hinauschieben. Nur, wiederholte der Kaiser, dürfe es nicht zum Kriege kommen, da er durch Frankreich und die Türken behindert sei. So versteht man es durchaus, daß er in dem Bunde zwar die früher vermischte entschlossene Haltung der altkirchlichen Fürsten beachtete, sich aber scheute, durch offene För-

derung eines Kampfbundes die Schmalkaldischen ohne Not weiter zu reizen. Er ließ die Dinge gewähren, hielt aber vollends zurück angesichts der dürftigen Beteiligung. Er wartete lange mit der Zustimmung, noch länger mit dem Beitritt. Es war ja auch, wie wir wissen, gar nicht seine eigene Politik, die hier getrieben wurde, sondern zeitweilig ein Mißbrauch seines Namens; nur wird er sich, nach seinem Verhalten zu schließen, nicht verhehlt haben, daß ihm hier ein politisches Mittel angeboten wurde, das zu seiner Zeit verwertet werden konnte. Undessen, war es wirklich ein Gewinn, daß der Bund von Anfang an drohend auf der Gegenseite lastete? Von den durch Held prophezeiten großartigen Wirkungen des Bundes ist jedenfalls nichts eingetreten. Wohl aber mit der neuen Bedrohung eine neue Stärkung des Schmalkaldischen Bundes.

Natürlich warben die Bundeshauptleute Heinrich von Braunschweig und Ludwig von Bayern weiter beim Kaiser für ihr Werk, und sein geistiger Vater Held unterstützte oder bestellte gar diese Bemühungen schon im eigensten Interesse. Leonhard von Eck hatte immer noch die Stirn zu behaupten, der katholische Bund sei „gegen seinen Willen“ gegründet worden. Das Gegenstück war die naive Mitteilung der Hessen an Bayern, daß sie dächten, den Herzog von Braunschweig zu überfallen. Die bayerischen Beziehungen blieben auch 1539 und länger nach beiden Seiten hin gewahrt, ein sonderbares Moment der Unruhe.

Abenteuerliche Pläne in Deutschland, England und gegen die Türken. Frankfurter Anstand

Während jener unheimlichen europäischen Windstille und nicht ganz ohne Anteil der Erregungen, die Helds Auftreten verursachte, hatte sich in der ersten Hälfte des Jahres 1538 wieder eine höchst bemerkenswerte Umgruppierung der Mächte vollzogen.

In den Kreisen der Schmalkaldischen herrschten so wenig einheitliche Stimmungen, wie in dem katholischen Bund. Trugen sie alle noch Bedenken, bei Bündnisverhandlungen auf die „Ausnehmung“ von Kaiser und Reich zu verzichten, so steigerte sich besonders bei den Städten die Abneigung gegen das Zusammengehen mit Frankreich, je mehr man sich von dessen Verbrüderung mit den Türken überzeugte. Der Rat von Ulm etwa lehnte es im Februar 1538 gegenüber den Straßburgern sehr deutlich ab, „sich mit diesem Könige einzulassen, der seine Untertanen um der göttlichen Lehre willen gemartert, ge-

peinigt und von Hab und Gütern gejagt und, was noch viel schrecklicher, sich mit dem gemeinen Feind, den Türken, verbunden“, ja, diesem zu seinen Übeltaten erst recht den Mut und die Anstiftung gegeben habe. Es sei zu besorgen, daß „Gott der Allmächtige das wahre Licht der Gnaden wieder auslösche und uns an Leib und Seele ewiglich zu Schaden bringe“, da doch auch des Königs „Schande und Leichtfertigkeit unverborgten und wir aus seinen Handlungen keinen Tropfen christlichen Bluts zu erkennen vermögen“.

Wenn trotzdem noch im Laufe desselben Frühjahrs 1538 das verärgerte Kur-sachsen auf Anregung Dänemarks sich wieder ein Herz faßte zu wiederholten Gesandtschaften nach Frankreich, so war König Franz natürlich nicht damit gedient, daß diese ehrlichen Reichsfürsten auch jetzt noch in kein Bündnis gegen den Kaiser willigen wollten, obwohl sie gerade die Sorge vor ihm zur Fühlung mit Frankreich trieb.

Wir sehen noch deutlicher in die Nachwirkungen der Mission Hells, wie in die sich anbahnende Umgruppierung hinein durch die Verbindung, in die während des Sommers und Herbstes die Königin Marie mit dem Landgrafen von Hessen trat. Bei der wachsenden Bedeutung, die der geistige Führer des Schmalkaldischen Bundes für die kaiserliche Politik gewinnen sollte, müssen wir erst recht dabei verweilen. Der luxemburgische Sekretär Naves, der damit den Anfang seiner glänzenden Laufbahn nahm, war anscheinend auf hessische Anregung zunächst privat zum Landgrafen gekommen und meldete von diesem Besuch der Königin Marie, die ihn dann ein zweites Mal mit Kredenz und Instruktion nach Hessen sandte.

Beim ersten Besuch bemühte sich Philipp, ungünstigen Gerüchten entgegenzutreten, als bekämpfe er die Türkenhilfe, betreibe einen Bund gegen den Kaiser und fördere Frankreich durch Bündnis und Zuzug. Er und seine Verbündeten hielten sich im Gegenteil durchaus für verpflichtet, dem römischen Könige Türkenhilfe zu leisten. Wenn aber, wie Dr. Matthias Held überall herumgetragen, kaiserliche Majestät willens sei, sie mit Krieg zu überziehen, so könnten sie sich doch unmöglich aller Truppen und Mittel entblößen. Vermöge man sie aber sicherzustellen, so würden sie auch in Türkenfachen nicht ermangeln. Nur müsse ein Friede besser sein als der Nürnberger, „denn dem zuwider hätten Kammerrichter und Beisitzer gegen sie prozediert bis auf die Acht“. Eine Beschwerde beim Kaiser sei von diesem dahin beantwortet, daß er einen seiner besten Räte senden wolle. Es sei dann wirklich Dr. Held gekommen, habe aber in Schmalkalden so zu ihnen gesprochen, „daß sie alle erschrocken gewesen seien, als ob man sie vor das Haupt geschlagen“. Türkenhilfe wäre auf einem Reichs-

tage zu bewilligen, nicht durch Sondergesandtschaften. Ihr Bund sei rein defensiv. Jetzt aber, sage man, habe der Kaiser sich seinerseits mit dem Könige von Frankreich gegen sie zusammengetan. Man sage auch, daß er, wie einst Utrecht, so jetzt die Bistümer Münster, Osnabrück und Bremen in die Niederlande eingliedern wolle.

Die Königin ließ antworten, daß derartige Aufträge an Held ganz sicher nicht erteilt worden seien, und daß der Kaiser nichts weniger beabsichtige, als Krieg und Verwirrung nach Deutschland zu tragen. Wenn von Frankreich oder von anderer Seite das Gegenteil ausgestreut werde, so heiße das nichts anderes, als Unkraut unter den Weizen säen. Der Kaiser setze sich für die ganze Christenheit ein, und sie, die Königin, werde an ihn gern den Vorschlag weitergeben, bis zum Konzil oder zu einem kaiserlichen Tag die Angelegenheiten der Religion ruhen zu lassen. Denn der Kaiser wünsche ein baldiges Konzil und beschleunige auch seine Rückkehr nach Deutschland. Von Absichten auf jene Bistümer sei keine Rede. Wegen Geldern und Cleve solle Naves nach seiner Sonderinstruktion verfahren. Hier handelte es sich darum, daß der alte Unruhstifter Karl von Geldern sonderbare Verfügungen über sein Herzogtum getroffen hatte, in die bald auch der Erbprinz Wilhelm von Cleve hineingezogen wurde.

Als um die Zeit von Naves Werbung, im September 1538, Wilhelms Schwager, der junge Kurfürst von Sachsen ängstlich geworden bei Hessen anfragte, ob man nicht dem Kaiser doch zuvorkommen müsse, antwortete der Landgraf ganz gegen seinen früheren Stil: Nein. Auf bloßen Verdacht hin zu handeln, sei gefährlich. Sie hätten auch nicht das Geld. Der Kriegsplan sei schwer zu machen, da immer ein Teil von Deutschland entblößt sein würde; am ehesten sei noch ein Einfall in die Lande des Herzogs Heinrich von Braunschweig und Georgs von Sachsen zu empfehlen. Besser jedoch, auf ehrlichen Frieden und Vertrag zu sinnen.

Die Saat des Friedens trieb ihre Sprossen auf beiden Seiten.

Denn wir erfahren aus dem Briefe des Kaisers an König Ferdinand vom 28. Juli, wie sehr ihn schon die ersten Mitteilungen aus Hessen beschäftigten. Er bat, der König möge im Sinne seiner Verabredungen mit dem Papst und mit Frankreich tätig sein. Gemeint waren Verabredungen von Aliguesmortes, die der Kaiser in sehr unbestimmter Form selbst verbreitet hatte. Die Schmalzkaldischen witterten darin, wie wir gesehen haben, den Protestantenkrieg. Allein selbst die intimsten Korrespondenzen der habsburgischen Geschwister wissen nichts davon, sondern nur von dem Wunsch, König Franz von seinen deut-

schen Freunden abziehen und dadurch eine friedliche Lösung zu erleichtern. Am deutlichsten ist eine Äußerung Marias in ihrer bald zu besprechenden großen Denkschrift gegen den kaiserlichen Seekrieg, wo sie unter Bezugnahme auf die Mitwirkung Frankreichs ausdrücklich davon spricht, daß der Kaiser die deutschen Fürsten zur Türkenabwehr heranziehen solle durch friedliche Mittel und dadurch, daß er ihre und ihrer Untertanen Herzen gewinne — Umgruppierung also dieser Fürsten von Frankreich zum Kaiser.

In der Tat stoßen wir in den ursprünglichen Akten auch im weiteren Verlauf dieser Jahre 1538/39 nur auf die gerade Fortsetzung der in der Geheiminstruktion für Held erkennbaren Linie kaiserlicher Politik in Deutschland. „Es handelt sich darum, ihnen entgegenzukommen in einzelnen Punkten, die nicht die Substanz des Glaubens betreffen und kein grobes Ärgernis erregen, durch Abrede auf Zeit oder für immer“, schrieb Karl dem Bruder am 22. September.

Karls hochgespannte Gedanken ergriffen noch einmal in absonderlich kühner Phantastik die ganze Welt. Welche Beruhigung in England eingetreten war, sahen wir. Heinrich VIII ließ im Januar 1538 den Kaiser wissen, daß er zwar ein päpstliches Konzil ablehne, nicht ein kaiserliches. Aber es verwundert doch aufs höchste, nun zu erfahren, daß der Kaiser nach allem was vorgefallen war, und in wirklich erschreckender Kälte gegenüber dem Schicksal seiner Nichte Christine allen Ernstes auf den zwischen Chapuns und Heinrich VIII ausgeheckten Plan einging, für den König die Hand der noch immer blutjungen Herzogin-Witwe von Mailand und damit Ansprüche auf den dänischen Königsthron zu gewinnen. Als Bedingung verlangte der König, daß Pfalzgraf Friedrich und seine Frau Dorothee ihrerseits verzichten sollten. Der Kaiser korrespondierte mit seinem Bruder über diese ganz unerwarteten Aussichten des Hauses Habsburg im Mai und Juni 1538 eingehender. Lund sollte die pfalzgräfliche Familie, die ja doch aus eigenen Mitteln die Unternehmung gegen Dänemark nicht wagen könne, zum Rücktritt von ihren Ansprüchen bewegen — was bereits die größten Schwierigkeiten machte; Dorothee hörte nie auf, sich in offiziellen Unterschriften als „der dänemarkischen Königreiche geborene Prinzess und Erbin“ zu bezeichnen. Auch abgesehen davon sträubten sich die Pfälzer gegen die englische Heirat.

Gewichtiger noch waren die Forderungen und Einwendungen der niederländischen Regierung, die sich wieder einmal als das nüchterne Gegenstück zu Karls dynastisch maßloser Politik darstellte. Die erste undatierte Denkschrift der Königin stellte Mindestforderungen für die Verhandlungen mit England auf. Im Jahre 1506 sei Philipp der Schöne bei seiner Notlandung in England ge-

zwungen gewesen, jenen schlechten Handelsvertrag, den Intercursus malus abzuschließen; alle Bemühungen, ihn zu verbessern, seien vergeblich gewesen, da er als ewig bezeichnet werde und auch 1515 und 1520 maßgebend geblieben sei. Weil auch die Anstrengungen der jetzigen Regentin, ihn zu ändern, bisher fehlgeschlagen seien, müßte man auf diesen Punkt in erster Linie Wert legen. Lasse sich der ewige Vertrag nicht beseitigen, so dürfe man ihn jedenfalls nicht ausdrücklich bestätigen.

Weiter solle für die Abtretung der Rechte auf Dänemark für alle Untertanen der Niederlande volle Freizügigkeit und Handelsfreiheit in allen Gebieten, Salz- und Süßwässern, in Belt und Sund, auch zum Verkehr nach Preußen, Riga, Reval und Danzig verbrieft werden, ohne neue Auflagen, sondern zu den alten Rechten. Der König müßte auch Sicherheiten bieten gegen jede Piraterie und Belästigung des Handels. Hinterlasse der König mehrere Söhne, so solle der älteste in England, der zweite in den dänischen Reichen folgen, denn eine Erbvereinigung wäre für die Niederlande noch bedenklicher als die Verbindung von Geldern mit Cleve-Jülich, Berg und Mark. Bei allen Verträgen mit dem Herzoge von Holstein oder den Ostseestädten sollten die Belange der Niederlande gewahrt bleiben.

In einer zweiten Denkschrift wurde das Unsinnen des Kaisers zur Hilfeleistung gegen Dänemark rundweg abgelehnt, aber auch das Bedenken gegen den ganzen Plan noch mehr unterstrichen. Der König würde den gesamten Osthandel, der jetzt nach Holland, Seeland, Brabant und Flandern gehe, nach England ablenken. Nicht nur das. Auch in Dänemark habe man es mit den Ostseestädten zu tun, die nie dulden würden, daß ein so mächtiger König diese Reiche besitze. Der Kampf gegen Dänemark verstoße außerdem gegen den Genter Vertrag und schließe die ganz große Gefahr in sich, daß man alle Folgen allein tragen müsse, falls der König sich eines Tages von der Unternehmung zurückzöge; er sei in England unangreifbar, während der Handel im Osten zur See und die Niederlande selbst zu Lande allen Zugriffen und kriegerischen Überraschungen ausgesetzt blieben, wie man das bereits erlebt habe.

Die kluge und mutige Königin-Regentin wagte noch mehr.

Die englische Sorge verflüchtigte sich bei dem schon von Karl gefürchteten Wankelmuth des Königs von selbst; aber eine andere war um so drohender heraufgezogen. Die Königin entnahm genau so wie ihr Bruder Ferdinand aus allen Briefen des Kaisers während dieses Sommers und Herbstes 1538, daß er sich in einem Laumel der Begeisterung befand für einen Türkenfeldzug von bisher unerhörten Ausmaßen, den er persönlich führen wollte. Jetzt, wo er durch die

Freundschaft mit Frankreich in der Lage sei, so las man es in seinen Briefen, müsse das große Werk gelingen. Schon mitten aus den Festtagen von Uiguesmortes hatte er seiner Schwester erstaunlich ausführlich geschrieben von dem sehr familiären und freundschaftlichen Zusammensein mit Eleonore und ihrem königlichen Gemahl und dem ganzen Hof von Frankreich, von der Heimstellung aller Streitigkeiten an die Minister und von dem Willen der Monarchen, auch ohne Rücksicht auf die Verständigung der Minister die Waffenruhe zu halten, ja sie als einen vollkommenen Frieden zu betrachten. Sie seien bereits darüber einig geworden, die „Abgewichenen vom Glauben“ durch den König und den Kaiser friedlich und freundlich zur Kirche zurückzuführen; auch der Papst billige ihr Vorhaben — alles nur, damit man sich mit vereinten Kräften gegen die Türken wenden könne. Die folgenden Briefe zeigten den Fortgang solcher Verhandlungen durch mündlichen und schriftlichen Austausch.

Warum soll sich Franz I in dem seltenen Genuß dieser Kaisertage des Juli 1538 nicht genau so überschwänglich über den Kreuzzugsgedanken geäußert haben, wie im Oktober 1529 zu Paris? Nur daß bei ihm alles ohne nachhaltige Wirkung verrauschte, während des Kaisers schwerfällige Natur entsprechend daran zu tragen hatte.

Natürlich trieb das nächstbetroffene Glied der Türkenliga, Venedig, in die griechischen Gewässer, an den Eingang der Adria, wenn nicht weiter in die Levante. Der Kaiser folgte auch diesen Ideen. Er habe neue Briefe aus Rom und Venedig, schrieb er dem Bruder am 30. November 1538, und man sei einig über die Stärke und Verteilung der Truppen. Nunmehr lasse er die nötigen Zusammenstellungen machen für Lebensmittel, Geschütze, Munition und sonstiges Zubehör. Mit Ferrante Gonzaga und Andrea Doria verständige er sich darüber im einzelnen. Man sprach nicht mehr von den Küstengewässern, vom Schuß der heimischen Gestade. Mehrfach fiel das Wort Konstantinopel.

Durch alle Einreden seiner Umgebung ließ sich Karl in solchen Plänen so wenig stören wie in den Zeiten vor Tunis.

In diese Lage traf mahnend eine warme und doch großartig besonnene Denkschrift der Königin Marie, ganz gewiß ihr eigenes Werk, nach Stil und Orthographie — in der Stimmung unzweifelhaft mit bedingt von den flandrischen Unruhen, die uns bald beschäftigen werden. Es sind die Töne, wie sie früher von Gattinara oder aus Mecheln von Margaretes Lippen klangen. „Eure Majestät sind der erste Fürst der Christenheit, aber ein Kampf für diese ist nur dann eure Pflicht, wenn er mit genügenden Mitteln und mit der Aussicht auf Sieg durchgeführt werden kann.“ Der Weg in die Levante ist weit, und man muß doppelt

gerüstet sein; das ist etwas ganz anderes als Tunis, so nahe vor den Häfen von Sizilien. Und wenn der Türke, anders als Barbarossa, dem Kampf ausweicht, zerstörte Länder ohne Lebensmittel hinterläßt? Erfolge sind hier nicht in raschen Griffen, sondern nur in Jahren zu gewinnen, und das kostet unendlich viel Geld. Was werden denn die anderen dazu beitragen, der Papst, Venedig oder gar der König von Frankreich? Auf diese unerprobte junge Freundschaft ist noch kein Verlaß, denn das, „was er begehrt, ist ja noch in Euren Händen“. Die Finanzen dieser Reiche sind schlecht; alle Länder, Spanien, Neapel und die Niederlande brauchen Ruhe und Frieden auf mehrere Jahre. Die Niederlande sind ohne den Kaiser verloren, besonders wenn unterdessen der Herzog von Cleve in den Besitz von Geldern kommt. „Und es ist nichts so sicher, als daß Eure Majestät vor Gott in erster Linie Ihren eigenen Ländern und Untertanen verpflichtet ist.“

Der Kaiser möge vor allem bedenken, was der Einsatz seiner Person bedeute, was er schußlos hinterlassen würde, „die Kaiserin, Eure Kinder, Eure Länder und uns alle, nicht zuletzt den christlichen Glauben, der doch nur an Euch hängt. Wie werdet Ihr das vor Gott verantworten?“ Den Türken zu besiegen wäre nur möglich, wenn man seine ganze Macht vernichten könnte. „Das aber geht nicht ohne lange Zeit. Und in welcher Lage wären wir, wenn Ihr verlöret oder gar nicht heimkehret! O, um Gottes Willen, ich bitte Euch, doch an das zu denken, was Ihr gegen Gott zu tun verpflichtet seid! Ein großer Fürst wie Ihr darf nur siegen, nie besiegt werden.“ „Wartet ein oder anderes Jahr, ordnet alle Eure Länder von langer Hand, vor allem Deutschland mit Hilfe Frankreichs, gewinnt die Fürsten, daß sie Euch lieben und dann in dieser großen Sache helfen. Zieht von Spanien quer durch Frankreich, regelt alles mit dem Könige, dann kommt in die Niederlande und nach Deutschland und von hier nach Italien. Das wäre mein bescheidener Rat.“

Als Karl diesen leidenschaftlichen Appell an seine wahren Pflichten las, waren seine Schiffe unter Doria und Ferrante Gonzaga bei Korfu endlich zu den Venezianern unter Capello und den päpstlichen Schiffen unter Grimani gestoßen. Ihr Gegner war wieder Barbarossa, jetzt an der Spitze der türkischen Flotte, an Zahl unterlegen, an Erfahrung zur See und Einheitlichkeit der Führung überlegen. Seltsam, daß die beiderseits gesuchte Entscheidung nun doch nicht zustande kam. Vor Beginn des Kampfes trat Barbarossa auf Korfu durch den früher von ihm gefangenen Alonso Marcon in Verbindung mit den kaiserlichen Admiralen. Es scheint sich wirklich um seinen Übertritt zum Kaiser gehandelt zu haben, was von ähnlicher Bedeutung hätte werden können,

wie einst der Parteiwechsel des Andrea Doria. Aber die Bedingungen, etwa seine Wiedereinsetzung in Tunis, schienen den Kaiserlichen zu hoch angesehen des gänzlichen Mangels an Sicherheiten für die Zukunft. So kam es doch am 27. September zum Gefecht vor Prevesa am Eingang der Bucht von Arta, nördlich der Insel Leukas. Aber auch dieser Kampf behielt etwas Lahmes. Die Kaiserlichen nützten ihre Möglichkeiten nicht aus, die türkische Flotte einzuschließen, und das Ergebnis war eher eine Niederlage. Sie suchten bald nachher die Scharte auszuweihen durch Wegnahme des weiter nördlich, an der Bucht von Cattaro gelegenen Castelnovo. Aber wieder gab es, wie schon vor Prevesa, Streit zwischen den Venezianern und den Spaniern unter Doria. Man einigte sich schließlich über die Garnison in der Burg, aber man unterließ es, ihr rechtzeitig Hilfe zu senden, als Barbarossa heranzog, den Ort belagerte und wieder nahm.

Schon die ersten unerfreulichen Nachrichten von diesen Vorgängen werden den Eifer des Kaisers abgekühlt haben. Die Berichte der venezianischen Gesandten vom Kaiserhofe, die von diesen Monaten an durch alle folgenden Jahre in geschlossener Reihe vorliegen, lassen uns das Aufsteigen der großen Pläne und dann ihr langsames Versickern deutlich beobachten. Im Frühjahr meldete Mocenigo, daß sich der Kaiser im nächsten Jahre an die Spitze der Unternehmung stellen werde. Am 24. Mai schrieben alle Gesandten, Tiepolo, Corner, Contarini, Venier und Mocenigo zusammen an den Dogen, daß ihnen der Kaiser eine lange, lebhafte und sehr eindrucksvolle Rede gehalten habe. Die Türkenabwehr zu Lande, habe er gesagt, sei dadurch so außerordentlich erschwert, daß der Sultan mit seinen flinken Reitern immer einer größeren Entscheidung ausweichen könne, sie aber beliebig zu Plünderungen und Überfällen auseinanderziehe und wieder vereinige. Das habe er in Osterreich gesehen; es habe ihn, obwohl er sonst hart sei, zu Tränen gerührt, als ihm sein Bruder auf dem Wege nach Wien erzählte, daß die starken christlichen Truppen dem Lande mehr Schaden täten, als die Ungläubigen. Zureichende Verteidigung liege unter solchen Umständen nur in starken Grenzfestungen. Er wolle dieses Jahr allgemein auf die Verteidigung bedacht sein; im nächsten Jahr aber einen großen Angriff machen, und zwar zur See. Nach seinen Erfahrungen in Tunis, bei denen er lange verweilte, brauche man mehr als 200 Schiffe und mindestens 60 000 Mann, darunter möglichst viele Deutsche, die sich wie Burgen hielten, und 2000 Pferde für die Artillerie, die man am besten in den großen flandrischen Schiffen zu je 100 transportiere. Wenn einmal ihre Rüstung vollendet sei — dann könne man gleich auf Konstantinopel steuern, das, wie er höre, gerade zur See von drei Seiten wohl zu nehmen sei.

So hoch verfliegen sich seine Hoffnungen. Monatelang war immer noch von diesen Rüstungen die Rede. Freilich auch von den Gegenströmungen in Spanien. Die Castilianer wollten wohl einen Angriff auf Algier zulassen, nicht mehr. Als die Nachricht von Prevesa am 27. Oktober eintraf, gab es lange Erörterungen über die mangelnde Unterordnung der Venezianer unter Doria. Die Gesandten verteidigten Capello. Im Dezember erlebte man neuen Streit über das gemeinsame Überwintern. Im Januar 1539 ist immer noch von den Rüstungen die Rede, aber mehr schon von den Schwierigkeiten, die Karl bei den Cortes fand. Auch klangen trotz fortgesetzter Verhandlungen über mehrfache Familienverbindungen wieder Dissonanzen zwischen dem Kaiserhof und Frankreich durch. Vollends gelangte man in die Nöte der hohen Politik, als mit dem Besuche des englischen Kardinals Reginald Pole ein Angriff auf England zur Vollstreckung der päpstlichen Sentenzen erörtert wurde, wofür man auch Frankreich gewinnen wollte. Am 12. März meldete Mocenigo zuerst den Plan eines Waffenstillstandes mit den Türken unter Vermittlung von Frankreich. Das war einstweilen das Ende.

Inzwischen bemühten sich in Deutschland König Ferdinand und der Kurfürst von Brandenburg sehr ernstlich um die von ihnen vorgeschlagene Vermittlung — Ferdinand in erster Linie zur Gewinnung der Türkenhilfe alten Stils. Wie die Verschärfung des konfessionellen Gegensatzes, so gingen, wie man sieht, auch die Ansätze zur Versöhnung von den deutschen Fürsten selbst aus. Daß ihr der Kaiser geneigt war, wissen wir. Dagegen verhielt sich der päpstliche Nuntius Morone am meisten ablehnend, und als gemäß den früheren Besprechungen des Kaisers mit dem Papste von diesem schon am 4. Juli 1538 ein Legat in der Person Aleanders, jetzt Erzbischofs von Brindisi, mit einer (wie zu erwarten) wenig entgegenkommenden Instruktion geschickt wurde, befürchtete Ferdinand in Erinnerung an die Lage von Worms vor siebzehn Jahren mehr eine Erschwerung, als eine Förderung der Sache. So wurde dem Legaten wenigstens der Nachfolger Morones am österreichischen Hofe, Fabio Mignanello, zugeordnet. Den eigentlichen Verhandlungen blieben beide fern.

Schwierigkeiten gab es auch weiterhin in Fülle. Die Schmalkaldischen zögerten lange mit der Formulierung ihrer Forderungen; sie verlangten kaiserliche Vollmachten für Ferdinand und deren Weitergabe an die Kurfürsten von Brandenburg und von der Pfalz, sowie Frankfurt als Beratungsort. Ferdinand dagegen hätte eine ihm günstiger gelegene Stadt vorgezogen, auch fühlte er sich ausgeschaltet und schlug deshalb als kaiserliche Bevollmächtigte Lund und Hild vor, die Kurfürsten nur als Vermittler.

Der Kaiser ging trotz innerer Geneigtheit sehr vorsichtig zu Werke, verlangte von Ferdinand eine streng vertrauliche Behandlung der Sache und daß man nur „Schritt für Schritt“ vorgehe. Aber am 28. Oktober kündigte er doch den Erzbischof von Lund an, den er mit Instruktion vom 30. November aus Toledo abfertigte. Sie ist in allgemeinen Wendungen gehalten, rechnete noch mit der Mitwirkung des Papstes und des Königs von Frankreich und wollte für die Zurückführung der Abgewichenen nur Zugeständnisse machen in bezug auf den äußeren Verkehr mit dem päpstlichen Legaten, aber in Glaubenssachen höchstens, soweit sie wesentliche Punkte nicht berührten. Dafür sollte man beiderseits Frieden halten und Hilfe gegen die Türken gewähren. Ende Dezember traf Lund beim Könige in Linz ein. Anfang Januar 1539 beriet man dort. Als die ersten protestantischen Forderungen eintrafen, war Alexander entzückt; sie erschienen ihm völlig unannehmbar. In der That, auf die Bestätigung des Nürnberger Friedens, den Anspruch auf Sistierung der Prozesse am Kammergericht, vielleicht auf seine paritätische Besetzung durfte man gefaßt sein; aber die Glaubensfreiheit für alle Reichsstände, das, was man später die „Freistellung“ nannte, weiter das Bekenntnisrecht für alle Untertanen, gegebenenfalls mit dem Recht zur Auswanderung — waren Forderungen, die geistig bereits auf der Vorstellung dauernder Trennung der Konfessionen beruhten und noch hundert Jahre lang umstritten bleiben sollten.

Man durfte von den Frankfurter Verhandlungen um so weniger Gutes erwarten, als die Schmalkaldischen auf ihrem gleichzeitig in derselben Stadt abgehaltenen Bundestag sich allen Ernstes mit Rüstungen beschäftigten und den Gedanken eines Präventivkrieges erwogen. Daß der König von Frankreich auf die vom Kaiser gewünschte Mitwirkung verzichtete, war für ihn ein Gebot der Klugheit; er hätte bekennen müssen. Dafür schien ein Angebot des längst in seinen Diensten stehenden deutschen Söldnerführers Wilhelm von Fürstenberg an die Schmalkaldischen auf ihn zurückzugehen. Nicht minder große Versuchungen kamen von dem Könige von England, der wegen einer Familienverbindung für sich oder seine Tochter mit Jülich-Cleve verhandelte und mit diesem und Dänemark zusammen auf Bündnis antrug; es war die Zeit, da die katholischen Mächte einen Angriff auf England erwogen. Dem jungen Herrn von Cleve mochte die Verbindung mit den Schmalkaldischen wegen seiner Verschwägerung mit Kursachsen und wegen seiner Ansprüche auf Geldern nahe liegen. Die Schmalkaldischen aber sahen sehr deutlich die Gefahren, durch einen noch nicht einmal der Augsburger Konfession zugewandten Fürsten in rein politische Zwiste hineingezogen zu werden. Auch sonst besaßen die friedlichen

Kräfte unter ihnen noch das Übergewicht; Kaisertreue und Abneigung gegen Frankreich bestanden noch immer. Auch den Landgrafen sah man von Tag zu Tag mehr auf der friedlichen Seite. Er lag übrigens jetzt öfter für Lage an seiner Krankheit danieder.

Gleichwohl war in Frankfurt die Hartnäckigkeit der Ansprüche auf Seite der Schmalkaldischen ebenso groß, wie die Gebundenheit des Erzbischofs von Lund, nichts Dauerndes bewilligen zu dürfen. Die kurfürstlichen Vermittler waren verzweifelt, aber sie blieben unermüdet im Zureden und in der Wiederanknüpfung schon zerrissener Fäden. Indessen auch Lund zeigte sich seiner Aufgabe gewachsen. Alles was Held vermissen ließ, erfüllte er in ausgezeichnete Weise. So fest er in der Sache blieb, so umgänglich und flug zeigte er sich im Verhandeln. Mehrfach nahm er Einladungen an, beim Landgrafen oder beim Kurfürsten, um sich nach dem Essen in oft stundenlangen Gesprächen menschlich in Fühlung zu halten und letzte Möglichkeiten der Gegner zu erkunden. Man bemerkte nach und nach, daß der Schlüssel zur Lage in dem Vorschlag eines Religionsgesprächs gefunden sei. Wurde ein solches beiderseits gewünscht und zugestanden, dann konnte der eigentliche Anstand enger befristet und selbst in seinem Inhalte begrenzter sein.

Und so kam es denn nach endlosem Hin und Her schließlich am 19. April 1539 doch zu der über den Nürnberger Frieden von 1532 bemerkenswert hinausgehenden Abrede des „Frankfurter Anstandes“. Er sollte für alle gegenwärtigen Anhänger der Augsburger Konfession gelten, die Versicherung gegen Gewalt und die Stilllegung der Kammergerichtsprozesse auf sechs Monate enthalten, ja, falls der Kaiser entsprechend dem Verzicht der Schmalkaldischen auf Erweiterung ihres Bundes und auf neue Säkularisationen das gleiche für den Nürnberger Bund genehmige, sogar auf fünfzehn Monate. Außerdem verabredete man die Beschickung eines Türkentages in Worms zum 18. Mai und — vor allem — die Anberaumung eines Religionsgesprächs in Nürnberg zum 1. August. Damit wurde der Gedanke, der innerhalb der protestantischen Welt vor kurzem mit der Wittenberger Concordie durchgedrungen war, kühn auf das Verhältnis zwischen den Konfessionsverwandten und den Altkirchlichen übertragen; im Sinne des Kaisers aber an das angeknüpft, was er zu Augsburg 1530 schon sehr ernstlich versucht hatte.

Noch schien die Welt im Zeitalter des Erasmus zu stehen, wenn er selbst auch schon am 11. Juli 1536 in Basel aus dieser Zeitlichkeit geschieden war. Doch wirkt es symbolisch, daß eben jetzt, unter dem 1. Juni 1540, Beatus Rhenanus die Gesamtausgabe seiner Werke mit einem biographischen Nachruf in aller Form dem Kaiser gewidmet hat.

Erste Regentschaft Philipps in Spanien
Karls Reise durch Frankreich 1539

In Toledo gab es in denselben Wochen ernste Sorgen im Hause des Kaisers. Am 20. April hatte die Kaiserin ihr siebtes Kind geboren; es starb wiederum bald nach der Geburt; am Leben geblieben waren nur Philipp, Maria und Juana. Die Kaiserin war seit Monaten leidend, und ihretwegen verließ der Kaiser in diesem Winter auch nicht den Alcazar von Toledo. Aber die frühzeitige Entbindung schien sie zu überstehen. Da steigerte sich das Fieber aufs neue, und am 1. Mai verschied Isabella. Karl schrieb seinem Bruder, er habe bei diesem großen und höchsten Verlust keinen anderen Trost als ihr gutes und katholisches Leben und ihren heiligmässigen Tod. Er tue alles, sich in den Willen Gottes zu fügen, den er gebeten habe, sie zu sich in sein Paradies zu nehmen, wo sie nun gewißlich weile.

Für einige Tage zog sich der Kaiser in das Hieronymitenkloster la Cisla bei Toledo zurück.

In seinen Memoiren gedenkt er des Todes der Gemahlin, der aller Welt großen Schmerz verursacht habe, und fährt dann fort: „Nach der Zusammenkunft in Niguesmortes und den weiteren Verhandlungen über einen guten und dauerhaften Frieden zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich kamen zwischendurch beunruhigende Nachrichten aus den Niederlanden, von denen Seine Majestät seit 1531 abwesend war. Er urteilte, daß seine längere Abwesenheit diese Übel nur vergrößern könne. Er sah sich allein und empfand den tiefsten Wunsch, alles zu tun, was ihm möglich sei, einen guten Frieden zu erhalten, und obwohl er sich sagen mußte, daß der Prinz, sein Sohn, noch zu jung sei, um in seiner Abwesenheit zu regieren und die Kaiserin zu ersetzen, und obwohl man ihm auch andere Bedenken vorstellte, horchte er doch nur auf seine eigene gute und reine Absicht, das zu tun, was er seinen Untertanen schuldig sei, und zu verhindern, daß sie in noch größere Nöte gerieten. Auch wollte er gewisse Angelegenheiten durchführen, die er in Deutschland unerledigt gelassen hatte. Seine erste Absicht war, sich in Barcelona einzuschiffen und über Italien zu ziehen, aber da eben damals der König von Frankreich lebhaft in ihn drang, doch durch sein Königreich zu reisen, wo er ihm jegliche Sicherheit und gute Aufnahme versprach, und der Kaiser sich sagte, daß er bei Ablehnung dieser Einladung großen Kummer und den Eindruck des Mißtrauens erzeuge, so entschied er sich, Spanien zu verlassen, und hier zum ersten Male die Regierung in die Hände seines Sohnes, des Prinzen, zu legen, so jung er auch noch war.“

Aus Anlaß dieser noch zögernden Bestellung des zwölfjährigen Prinzen zum Regenten in Spanien setzte Karl das erste jener großen politischen Testamente auf, die an der Spitze aller Quellen für unsere Kenntnis seines Wesens und seiner letzten Absichten stehen. Denn mehr noch als in den Briefen an die Gemahlin legte er hier die innersten Gedanken, an denen sein Herz hing, mit derjenigen Nachdrücklichkeit und Ausführlichkeit dar, die ihre Durchführung auch in seiner Abwesenheit, ja nach seinem Tode, gewährleisten sollten.

Er begründete darin zunächst das Verlassen Spaniens — wie in den Memoiren — vor allem mit der Absicht, alles zu tun, was zu einem ewigen Frieden zwischen seinem Hause, demjenigen des römischen Königs und des Königs von Frankreich dienlich sein könnte. Den Eingang wählte er, wie einst Gattinara in seinen großen Staatschriften, von der Ermahnung des Prinzen zur Furcht Gottes und zur Ehrerbietung gegen die Heilige römische Kirche, zur Erfüllung seiner Pflichten gegenüber der Christenheit und den ererbten Ländern und Untertanen.

Dann aber ging er unvermittelt zu den Gedanken über, die ihn vollends nach dem vorzeitigen Scheitern seiner großen Türkenpläne ganz und gar erfüllten, deren Durchführung auch über seine Lebenszeit hinaus sichergestellt werden sollte. Ihm schwebte eine dynastische Ordnung Europas vor, für Generationen bestimmt, unter Führung der beiden großen Häuser Burgund und Valois, mit Anlehnung von England und Portugal. Das Kaisertum stand einstweilen noch außerhalb der dynastischen Ordnungen, war aber selbstverständliche Voraussetzung für den Vorrang des Hauses Habsburg. Diese Idee einer Familienverbindung der beiden habsburgischen Linien mit dem französischen Königshause und der Übertragung strittiger Herrschaften an Ehepaare aus beiden Häusern hatte sich aus dem Fehlschlag von Nizza und den Familienbesprechungen von Liguesmortes als eine neue große Hoffnung ergeben. Sie enthielt allerdings fast in jedem Falle die französische Lösung der europäischen Frage im Gegensatz zu der italienischen Gattinaras. Denn sie gründete den Frieden nicht auf das freie Bündnis angestammter Herrschaften Italiens, in das immer der Kirchenstaat einzuordnen war, sondern auf die dauernde Beherrschung Mailands durch eine der beiden verbündeten Dynastien. Sie bedeutete auch nur in dem Falle die deutsche Lösung des burgundischen Problems, daß die Infantin Maria als Erbin der Niederlande Ferdinands ältesten Sohn heiratete, während ihre Verbindung mit dem Herzog von Orléans das altburgundische Verhältnis der Secundogenitur zur Krone Frankreich erneuert hätte. Hinter beiden Lösungen stand außerdem immer noch die dritte, die spanische, auch für die Niederlande.

Denn der Gesamtplan rechnete mit der Vererbung der spanischen und überseeischen Reiche an Karls Sohn Philipp, ebenso der Niederlande, falls deren Stände ihn annähmen. Sonst aber sollten diese, offenbar entsprechend ihrer bisherigen Regierung durch fürstliche Frauen, an Karls Tochter Marie fallen. Die österreichischen Länder waren ohnehin durch die Hausverträge der Linie Ferdinands zugewiesen. Mailand aber würde nicht nur zur Versöhnung Frankreichs, sondern auch zum Ausgleich für Ferdinand, der sich oft darum bemüht hatte, an den Herzog von Orléans und eine Tochter Ferdinands fallen. Für seine jüngste Tochter dachte Karl an den Erben von Portugal, für den Infanten von Portugal an Mary von England.

Aber alle diese Dinge, vor allem auch die „Alternativen“ Philipp oder Maria für die Niederlande, weiter die Einsetzung des Herzogs von Orléans mit der Hand Marias in den Niederlanden oder Marias von Österreich in Mailand beschäftigten die fürstlichen Geschwister während dieser Monate auf das lebhafteste. Ihre Korrespondenzen sind voll davon, Gesandtschaften gingen hin und her. Sehr menschliche Züge wurden offenbar, wenn die Königin Marie einmal Ferdinand zur Vorsicht mahnte: Der Kaiser sei schwierig und er lehne Dinge ab, die nicht von ihm ausgingen. Auch Eleonores Wünsche für ihren Stiefsohn Orléans oder für ihre portugiesische Tochter spielten immer wieder hinein.

Daß Karl für Philipp an Margarete von Frankreich oder an die Erbin von Navarra dachte, ist besonders bezeichnend für ihn; das zweifelhafte Recht Ferdinands des Katholischen zum Erwerb Navarras und seine eigenen Pflichten aus dem Vertrag von Noyon machten ihm noch in späteren Testamenten zu schaffen. Falls Philipp nicht Margarete heirate, bliebe diese verfügbar für den zweiten Sohn König Ferdinands oder für den Infanten von Portugal; — selbst diese Paare zog Karl für Mailand in Betracht.

Alles das, sagte er in dieser Instruktion, sollte lediglich dem gemeinen Frieden in der Christenheit und der Wiedergewinnung der Abgewichenen dienen; daneben der Sicherung von Geldern und Ungarn, also der Fernhaltung Frankreichs von den Feinden der Habsburger. Wie die ganze Gedankenwelt Karls war auch dies System sehr einfach und durchsichtig; man kann auch nicht leugnen, daß in den verschiedenen Alternativen viel Biegsamkeit und politische Klugheit lag.

Nach seinem Brauch vor allen großen Reisen ordnete Karl seinen letzten Willen auch in privatrechtlicher Form. Es geschah diesmal durch ein notarielles Codizill zum Testament von 1535. Darin ist dies ganze System der politischen Heiraten mit aufgenommen. Außerdem streng altkirchlich ein Legat für 30 000

Seelenmessen mit der Bitte, beim Heiligen Vater den vollkommenen Ablass für die Besucher dieser Messen zu erwerben. Seine letzte Ruhestätte wünschte Karl jetzt endgültig in Granada an der Seite der Gemahlin.

Der Regentschaftsrat, auf dem nun anders als zu Lebzeiten der Kaiserin-Regentin die Summe der Geschäfte ruhte, erhielt die üblichen Vollmachten und Anweisungen; der Kardinal Tavera wurde wieder der vornehmste Träger der Verantwortung. Wie immer nahm Karl auch vor dieser Reise Abschied von seiner kranken Mutter in Tordesillas.

Der Weg ging von hier über Burgos, San Sebastian, Bayonne, Bordeaux nach Poitiers, dann aufwärts in das Gebiet der Loire. Wohl von Amboise oder von Blois aus kam König Franz mit großem Gefolge dem Kaiser nach Loches am Indre entgegen. In der Sänfte; er konnte das Reiten nicht mehr vertragen. Aber der Kaiser rühmte, daß man sich trotzdem jetzt und später unterwegs nicht zu lange aufhielt. Er rühmte auch, daß man ihn mit Geschäften nicht behellige, nur zu viel des Guten an Turnieren und Jagden vorgesehen habe. Zu den anscheinend wirklich eingehaltenen Abreden gehörte auch der Verzicht auf Verhandlungen wegen der neuen Familienverbindungen. Trotz allen Drängens der französischen Königsfamilie lehnte Karl seine eigene Wieder-
verheiratung beharrlich ab. Für Franz eine schwere Probe, denn er träumte noch einmal die Eitelkeit seiner Jugend, den Kaiser zum Schwiegersohn zu erhalten. Seine Margarete pries er ihm als eine Rose unter Dornen und als einen Engel unter Teufeln. Aber der Kaiser blieb zurückhaltend, so gern er sonst die gehäuften Liebeserklärungen des Königs entgegennahm. Dabei gefiel er sich selbst etwas in seinem Mut und schrieb dem Bruder gern, König Franz rechne es ihm besonders hoch an, daß er so vertrauensvoll durch sein Land ziehe.

Eines Abends habe es beim Einzug in ein Schloß eine peinliche Aufregung gegeben, weil die Bedienten viel zu viel Fackeln auf einmal angezündet hätten und die Pferde vor dem Feuer und dem Rauch scheuten; aber, fügte der Kaiser hinzu, wir hatten keinen Grund zum Mißtrauen. Daß die Zimmerische Chronik eine rührende Geschichte erzählt von der Noblesse des Kaisers gegen ein ihm zur Verfügung gestelltes junges Mädchen, wollen wir nur als Zeichen dafür nehmen, wie die Welt den Kaiser sah. Weihnachten weilten die fürstlichen Herrschaften in Fontainebleau, Anfang Januar in Paris. Dann ging es über Chantilly, Soissons, St. Quentin, immer in höfischer Begleitung, nach Valenciennes und Cambrai. Ende Januar war Karl in Brüssel.

Die Korrespondenz des Kaisers mit Ferdinand, die ein gutes Bild von der Reise gibt, war lebhafter als sonst, weil Karl den Bruder gebeten hatte, im

Januar mit ihm in den Niederlanden zusammenzutreffen. Alle jene dynastischen Fragen, die ja Ferdinand sehr mit angingen, wollte man im Familienrat besprechen. Dahin gehörten auch Marias immer wieder erneute Ansprüche auf ihre Mitgift und ihr ungarisches Wittum.

Die Königin Marie kam ihrem Bruder schon nach Valenciennes entgegen. Sie hatte mit ihm noch andere sehr ernste Dinge zu regeln.

Der Kaiser in Gent. Scheitern der französischen Freundschaft

Seit mehr als zwei Jahren lebte die Stadt Gent in offenem Konflikt mit der Regierung, und aus diesem Konflikt und seinen tieferen Voraussetzungen hatten sich sehr radikale Erscheinungen in der Stadt ergeben. Es liegt viel Allgemeines darin, und weite Vergleiche stellen sich ein. Wie vor Jahrhunderten bei den Kämpfen Kaiser Friedrichs des Hohenstaufen um die Stadt Mailand spielten wirtschaftliche Dinge eine kaum geringere Rolle als die aufsteigende Idee des Fürstenstaates gegen die alte Welt der kleinen Räume und der Privilegien. In Gent handelte es sich freilich nicht wie bei dem Mailand des 12. Jahrhunderts um eine aufwärts strebende Entwicklung, sondern eher um ein Sinken, wie bei Lübeck. Die Verschiebung des wirtschaftlichen Schwergewichts von Flandern nach Antwerpen brachte in dem industriellen Gent einen Rückgang der Aufträge, peinliche Arbeitslosigkeit und schwindende Finanzkraft der öffentlichen Hand mit sich. Dergleichen pflegt politische und soziale Gereiztheiten zu erzeugen. Die Stadt besaß eine sehr demokratische Verfassung, insofern die „Drei Glieder“ aus Bürgern, Zünften und Wollwebern bestanden; wirkliche Weber gab es zwar nur noch wenige, aber an ihre Stelle waren andere Arbeiter getreten, besonders aus dem Transportgewerbe. Die Vertreter der „Drei Glieder“ saßen gemeinsam in der Volksversammlung, der Collace.

Die laufenden Geschäfte lagen bei den 26 Schöffen, 13 auf jeder Bank; von diesen wählten die Bürger nur drei, die Zünfte und Weber je fünf.

Nun erinnern wir uns, daß der letzte französische Krieg in Artois sehr scharfe und häßliche Formen angenommen hatte und die Regierung der Königin sich lange Zeit in äußerster Verlegenheit befand. Sie erhielt Bewilligungen der Stände zur Landesverteidigung, aber die Stadt Gent hatte sich ausgeschlossen. Die Königin atmete auf, als der Waffenstillstand von Bomy gesichert war, der vom 30. Juni 1537 an lief. Indessen, die finanziellen Nöte endeten natürlich

nicht mit der Waffenruhe, und der Königin lag viel an dem Anteil, den Gent im Gegensatz zu den anderen Ständen von Flandern versagte. Mindestens ebenso sehr erregte sich aber auch die Stadt, die jede von ihr nicht bewilligte Zahlung ablehnte und die Sache von der grundsätzlichen Seite immer mehr zuspitzte. Es war auch keine Verbesserung der Lage, daß sie in diesen Verhandlungen anbot, Leute zu stellen statt Geld, denn Marie setzte den Vertretern der Stadt vergebens auseinander, daß man zur Landesverteidigung nicht nur Leute brauche, sondern auch Pferde, Fahrzeuge, Munition und anderes, und daß man mit beliebig zusammengestellten Milizen nicht Krieg führen könne; daß sie zahlen müßten, wie alle anderen. Als ihre Vorstellungen nichts fruchteten, griff Marie mit ähnlichem Ungestüm wie früher Margarete zu Gewaltmaßregeln.

Das Rechtsgefühl der Bürger stützte sich auf die alten, wie man meinte, verletzten oder gar von den Vornehmen verheimlichten Privilegien. Da die Schöffen und ihre Vertreter eine Neigung zum Entgegenkommen zeigten, setzte sich der Konflikt mit der Königin um in einen Kampf zwischen den Radikalen und den Amtsgesessenen. Das übliche Mißtrauen der kleinen Leute gegen die Geschäftsführung der Herren, die angeblich im privaten Leben wie im diplomatischen Verkehr auf Kosten der Stadt lebten, nahm immer bissigere Formen an. Der Streit griff auf die Städte und Städtchen der Landschaft über, die das Beispiel Gents für sich verwerteten und, weniger widerstandsfähig, gleichwohl die Freiheiten von Gent begehrten.

Marie sandte ihre besten Leute nach Gent; im April 1538 Louis van Schore, später Lambert de Briarde und Adolf de Bourgogne, Herrn von Beveren; den Grafen Lalain nach Audenarde — eigentlich vergebens. Die Boten der Königin gerieten selbst in Lebensgefahr. Die Gegensätze trieben zur offenen Revolution und zum Landesverrat, als die Genter Verbindung mit Frankreich suchten, wo sie der König freilich in seiner damaligen Stimmung abfahren ließ. Aber es entwickelte sich auch sonst etwas Ähnliches wie bei den Comuneros in Spanien. Man behauptete, der Kaiser wisse von alledem nichts. Sie wollten an den Kaiser appellieren. Bis zur Ankunft des Kaisers sollte alles verschoben werden.

Neuwahlen brachten erst recht innere Erregungen, und der äußere Konflikt schlug nun um in persönliche Gehässigkeiten. Die Flucht einzelner Bürger vor der Leidenschaft der Massen rächte sich an ihren Standesgenossen; nichtige und schlecht begründete Vorwürfe zogen altangesehene Glieder des Rats in Verfolgung. Der große Saal des Gravesteen sah empörende Szenen, als man den fünfundsiebzigjährigen Lievin Pyn schamlos auf der Folter verhörte, ihn durch Abrasieren der Haare schändete — wie man meinte zur Vertreibung teuflischer

Hilfe —, ihn bei seiner Standhaftigkeit wiederholt marterte und schließlich zum Tode verurteilte. Der alte Mann bewies heroischen Mut, und als man ihn zur Richtstätte trug, sprach er zum Volk noch überlegene Worte des Verzeihens. Aber wie an ihm, so handelte man an vielen anderen unter dem Einfluß gemeinschädlicher Schreier, die es in solchen Zeiten überall gibt. Die Richter bewiesen weniger Mut als die Angeklagten. Einer der grotesk volkstümlichen Tiefpunkte dieser Revolution war die Zerschneidung des Calfvel, der Stadtordnung, die der Kaiser 1515 noch als Erzherzog vollzogen hatte. Die Feszen und die Partikelchen der vernichteten Urkunde trugen sie stolz und johlend an Hüten und Kleidern. Von der Königin Marie sagten sie, man solle sie in ein Kloster schicken; sie wollten nicht von Weibern regiert werden.

Es ist richtig, daß Marie unerschütterlich und mit unverhüllter Härte auf dem Standpunkt der Souveränität verharrte. Aber vertrat sie nicht das Interesse des größeren Staates, dessen Schutz sich sonst die Wirtschaft so gern gefallen ließ? Und zeigten nicht die radikalen Führer des Volkes denselben Starrsinn in viel brutaleren Formen und zum offenkundigen Ruin der Stadt? Handel und Gewerbe litten gewaltig. Lange Zeit wurde nicht gearbeitet, und die Ausfuhrverbote nützten nichts, wenn die Vorräte versiegten. Die Erregung griff in immer schärferen Formen auf das Land über, und im Herbst 1539 sah man, daß Flandern sich in einem Fieberrauch des Aufstandes befand. Das war einer der Gründe, von denen Karl in Spanien gesagt hatte, die Verhältnisse seiner Untertanen nötigten ihn, in die Niederlande zu ziehen.

Daselbe wiederholte er trocken und kühl der ersten Deputation der Genter in Valenciennes. Am 14. Februar zog er selbst pomphaft und eindrucksvoll in Gent ein, begleitet von der Königin, von dem päpstlichen Legaten, von Gesandten, Fürsten und Herren aus den Niederlanden, Deutschland und Spanien. Aber auch von beträchtlichen Truppen zu Pferde und 5000 Landsknechten. Mit all dem Gepäck und Zubehör dauerte der Einzug sechs Stunden. Karl nahm Quartier in seinem Geburtshaus, dem Prinzenhof; die Truppen wurden auf die Stadt verteilt, die sich nun nicht mehr zu rühren vermochte.

Auf das Bild der Willkür folgte das nicht minder schreckliche der neuen Fürstenmacht mit ihren Söldnern.

Am 17. Februar 1540 wurden die Führer der Bewegung vorgeladen; einige waren entkommen; auf ihre Köpfe wurden Preise gesetzt. Am 18. erfolgten weitere Verhaftungen. An seinem Geburtstag, dem 24., beschied der Kaiser den Rat in das Palais, wo ihm der Generalprokurator von Mecheln die Untaten der Stadt vorhielt, Aufruhr, Willkür und Majestätsverbrechen.

Während die Stadt noch ihre Antwort vorbereitete, holte der Kaiser seinen Bruder in Brüssel ab, in dessen Gegenwart sich das Weitere abspielte. Zunächst die schroffste Ablehnung des Rechtfertigungsversuches der Stadt. Am 3. März begannen die peinlichen Verhöre, denen die Exekutionen folgten an derselben Stelle, wo Lievin Pyn hingerichtet war und so mancher andere. In der höchsten Not wandte sich die Stadt an Marie um Fürbitte in ehrerbietiger Begrüßung. Die Königin antwortete, es sei etwas spät, sie zu begrüßen, da sie schon einen Monat da sei; aber wie sie verzeihe, so wolle sie auch nach Kräften mit für die Herstellung der Ordnung sorgen. Mehr noch als die Gerichte lasteten auf der Bevölkerung die einquartierten Knechte mit ihrem Übermut. Darüber hinaus legte Karl ein ganzes Stadtviertel mitsamt den Kirchen nieder, um eine Zitadelle zu errichten; sein nächstes Codizill enthielt dafür ein Sühnelegat von 30 000 Gulden aus spanischen Einkünften.

Am 29. April erfolgte der feierliche kaiserliche Spruch über die Stadt. Gent habe durch Empörung gegen seinen Erbherrn und Souverän alle Rechte und Freiheiten verwirkt. Das gesamte öffentliche Eigentum wurde konfisziert, der Stadt ihr Waffenschmuck genommen, Geschütze und Munition, auch die große Glocke, der Roland. Der Kaiser verlangte feierliche Abbitte, und diese erfolgte am 3. Mai in den herzerreißenden Formen, wie sie einst Mailand erlebt hatte. Die Schöffen und ihre Leute, dreißig vornehme Bürger, alle in Schwarz, barhaupt und barfüßig, sechs Vertreter jeder Zunft, fünfzig Weber und fünfzig Vertreter der Radikalen, die man Creesers nannte, in Hemden und mit dem ihnen vom Henker angelegten Strick um den Hals, begaben sich in traurigem Zuge vom Schöffenhause zum Schloß, um hier kniefällig Verzeihung zu erbitten. Am nächsten Tage wurde die karolinische Concessie, das neue fürstliche Statut, verkündet und damit das mittelalterliche Gent begraben.

Während der Kaiser in seinem tiefverletzten Souveränitätsgefühl furchtbare Justiz übte, fanden gleichzeitig in den Gemächern des Prinzenhofs diplomatische Verhandlungen statt über die Familienfragen und die weitere Behandlung der deutschen Dinge, auch über Verwaltungsangelegenheiten der Niederlande.

Noch von Gent aus, am 24. März, gab der Kaiser dem französischen Hofe durch seinen Gesandten Bonvalot, Abt von St. Vincent, Bescheid. Die Mitteilung ist eins der merkwürdigsten Schriftstücke. Alle jene Alternativen schienen vergessen; einseitig und mit dem Anspruch eines ganz großen Entgegenkommens bereitete der Kaiser seinem Schwager die herbste Enttäuschung. Statt zu verhandeln oder in bezug auf das eigentlich umstrittene Mailand

eine neue Form zu finden, rührte er das Problem von Burgund wieder auf durch den Vorschlag einer Ehe seiner Tochter Maria mit dem Herzog von Orléans, denen die Niederlande und Burgund mit allem Zubehör erblich übertragen werden sollten. Der König müsse zugeben, daß diese Herrschaft um vieles stattlicher sei als Mailand. Seine Geschwister hätten unter Zurückstellung eigener Wünsche auch nur zugestimmt, um die Freundschaft mit Frankreich auf alle Weise zu fördern. Mit Geldern und Bütphen zusammen wären diese Länder eines der schönsten Königreiche der Christenheit. Das fürstliche Paar solle schon zu seinen Lebzeiten in seinem Namen die Niederlande regieren. Beim kinderlosen Tode der Infantin müßte freilich das Land an ihn zurückfallen und, da er zugunsten dieses Paares auf Burgund verzichte, so erwarte er vom Könige den Verzicht auf Mailand; außerdem dessen Hilfe zum Erwerb von Geldern, Rückgabe von Charolais, St. Pol und Hesdin. Sonderbestimmungen würden notwendig sein für den Fall, daß Maria Spanien erben sollte oder der Herzog von Orléans Frankreich. Um Ferdinands ältesten Sohn, dem Maria früh bestimmt war, zu entschädigen, schlage er dessen Ehe mit Madame Margarete vor, die dann eine mächtige Königin werde, wofür Frankreich gewiß schon jetzt gern König Ferdinand in Ungarn unterstütze. Für den Prinzen von Spanien kam er auf die Erbin von Navarra zurück, „damit auch diese Ansprüche bereinigt würden“. Für Eleonores Tochter müsse man sorgen, dem Herzoge von Savoyen seine Länder zurückgeben. Auf seine eigene Wiederverheiratung verzichte er, schon wegen seines Alters — für König Franz gewiß ein besonders bitterer Satz. Endlich solle man zum Heile der Christenheit einen allgemeinen Frieden schließen zwischen ihnen, dem Papst, dem Reich, Portugal, Polen, England, Schottland, den Herren von Italien und der Schweiz.

Konnte Karl wirklich hoffen, so leichten Kaufes alle in den letzten Jahren umstrittenen Gebiete zurückzuerlangen oder zu sichern? Vor allem Burgund und die verlorenen Teile von Artois mit St. Pol und Hesdin, dazu Geldern und Bütphen, auch Savoyen und Ungarn, und alles das unter förmlicher Anerkennung seines Rechtes auf Mailand? Karl muß das geglaubt haben, denn er war höchst verwundert, als von Frankreich Antworten kamen, die seine eigene Unbescheidenheit allerdings noch übertrumpften. Er teilte sie Ferdinand mit und bemerkte dazu, sie wollten sich zunächst zurückhalten und an die erneuten eigenhändigen Versicherungen des Königs glauben, daß er ihr wahrer und bester Freund sei. Allein konnte er dergleichen annehmen, wenn er die französischen Gegenforderungen auch nur flüchtig las?

Der Herzog von Orléans müsse schon das uneingeschränkte Erbrecht auf die Niederlande erhalten, begehrte der König; in diesem Falle wolle er zur Zeit keine Forderungen wegen Mailand erheben — für den Fall eines unbeerbten Todes des Herzogs aber alle seine Rechte auf das Herzogtum behalten. Sterbe Maria vor dem Herzog, so solle dieser ihr Erbe sein, wenigstens bis zur Restitution Mailands. Er lehne es auch ab, die Verträge von Madrid und Cambrai erneut zu bestätigen. Savoyen wolle er behalten im Interesse seines Landes, den Herzog vielleicht in Frankreich entschädigen.

Der Kaiser antwortete entsprechend, daß er neben den Niederlanden nicht auch noch irgendeinen Anteil an Italien zugestehen könne. Nun kam Frankreich auf die alte Forderung zurück, mit Mailand belehnt zu werden, wie einst Ludwig XII. Es wurde immer deutlicher, daß die beiden Schwäger in den letzten Monaten von ganz verschiedenen Voraussetzungen ausgegangen waren und zu ernstlichem Entgegenkommen keine Neigung verspürten. König Franz stürzte sich alsbald wieder in die europäischen Parteiungen gegen den Kaiser. Hatte er früher nach dem bewährten französischen System eines Verbündeten im Rücken des Gegners bei allen Kämpfen dem Herzoge von Geldern Rückhalt gegeben, so bot er jetzt dem viel mächtigeren Herzog von Cleve dieselbe Anlehnung und beschwor damit für den Kaiser und die Niederlande noch größere Gefahren herauf, als früher.

Dem hier lag längst die dritte große Sorge, die Karl nach den Niederlanden gerufen hatte und die ihm auch für Deutschland die friedlichen Mittel so nahe legte. Der Herzog von Geldern, Karl von Egmont, der noch am 10. Dezember 1536 im Vertrag von Grave seine Ansprüche auf Drenthe und Groningen aufgegeben und erneut die Erbfolge Karls V anerkannt hatte, kündigte im Oktober 1537 seinen Ständen an, daß er beabsichtige, sie nunmehr durch einen mächtigen Fürsten zu schützen, den König von Frankreich. Das löste eine allgemeine Entrüstung aus, insbesondere bei den Städten Nymwegen, Zutphen, Roermond und Venloo. Indessen der Marschall Martin van Rossem und andere huldigten wirklich Frankreich. Der Herzog verhandelte in Arnheim mit den Städten. Legitimer Erbe wäre sein Neffe Anton, der Sohn des Herzogs von Lothringen und der Philippine von Egmont gewesen. Die Stände von Geldern aber bestimmten, ebenfalls ohne Rücksicht auf die Abmachungen mit dem Herrn der Niederlande, den Sohn des Herzogs von Cleve zu ihrem Herrn. Als bald reklamierte der Vater die alten Anrechte seines Hauses auf Geldern, die einst Gerhard von Jülich an Karl den Kühnen verkauft hatte. Nach Empfang dieser Nachrichten schritt die Königin sogleich ein, aber der

Kaiser wünschte, bei der damaligen Lage die Dinge hinzuziehen. Da starb am 30. Juni 1538 nach fast fünfzigjähriger Regierung der Herzog von Geldern; im nächsten Winter, am 6. Februar 1539, folgte ihm Johann von Jülich-Cleve im Tode. Sein Sohn Wilhelm war nun Herr von Jülich, Cleve, Berg, Mark und Ravensberg, sowie Prätendent von Geldern und Zutphen. Gerade ihn aber zog nun König Franz in die engste Verbindung mit der französischen Politik, um durch seine Person so gut an der niederländischen, wie an der pyrenäischen Front gleichsam Sturmschanzen vorzuschieben. Am 15. Juli 1540 wurde zu Châtellerault seine Ehe mit der zwölfjährigen Jeanne d'Albret, der Erbin von Navarra, wenigstens rechtsförmlich vollzogen. Die Prinzessin hat gegen die Nötigung durch ihre Mutter und ihre Gouvernante leidenschaftlich protestiert und diesen Protest am 14. Juni 1541 vor Zeugen wiederholt. Aber der König von Frankreich ließ nicht nur die kirchliche Trauung vornehmen, sondern ebenfalls vor Zeugen den jungen Herzog auch das Bett der Braut teilen.

Ohne noch von diesen Dingen zu wissen, schilderte der Kaiser schon durch sein Schreiben an König Ferdinand vom 17. Juni die Lage durchaus ernst. „Da ich angesichts der Verhältnisse in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden wirklich nicht in der Lage bin, Gewalt zu gebrauchen, so wäre eine Verhandlung mit den Vertretern des Herzogs und der Stände, etwa in Holland, wohin ich mich begeben, sehr erwünscht, damit ich mein ganz evidentes Recht auf Geldern vertreten und die Einwohner des Landes versichern könnte, daß ich sie bei allen Freiheiten und Gewohnheiten belassen würde.“ Gut wäre auch, schrieb er weiter, die Beziehungen zu Lothringen zu pflegen und für den Fall, daß es nicht zur Verbindung der Herzogin-Witwe von Mailand mit dem Erbprinzen von Lothringen kommen sollte, diesem dann eine der Töchter Ferdinands in Vorschlag zu bringen. „Denn von seiten Frankreichs wird alles geschehen, zu verhindern, daß sie sich an uns anschließen.“

Lebhaft ergriff der Kaiser am 2. Juli auch Ferdinands Idee, den Kurfürsten von Sachsen vom Landgrafen zu trennen durch Bestätigung seiner Erbverbrüderung mit Jülich-Cleve, sowie durch das Angebot einer Verbindung des Kurprinzen mit einer Tochter König Ferdinands. Ja, man erwog sogar, dem Kurfürsten, falls er gegen Geldern Hilfe leiste, die Jülich-Cleve abzuerkennenden Lehen zu übertragen — ein ähnlicher Plan, wie er später bei Moritz gegen eben diesen Kurfürsten glückte.

So blieb die Losung des Kaisers noch für lange Zeit diplomatische Rüstung, aber Vertagung der Entscheidung. Darüber wurde die Lage für ihn immer

schwieriger. Denn man erfuhr, daß nicht nur auswärtige Mächte, jetzt auch der König von England, der am 6. Januar 1540 Anna von Cleve geheiratet hatte, sondern auch deutsche Fürsten aus beiden Lagern geneigt waren, die Politik des Herzogs von Cleve zu unterstützen. Grund genug, in Deutschland äußerst behutsam vorzugehen.

Die von Lund in Aussicht gestellte kaiserliche Verfügung, die den Frankfurter Anstand auf fünfzehn Monate verlängert hätte, erfolgte nicht. Aber es gab auch keine Widerrufung oder Verlesung des Anstandes von seiten des Kaisers. Dagegen wurde Lund von der Kurie und von den schroff altkirchlichen Kreisen in Deutschland mit der Verdächtigung verfolgt, er habe sich in Frankfurt bestechen lassen. Sein politischer und persönlicher Gegner Matthias Held tat das Seinige dazu, und aus einem Briefe Karls an seinen Bruder erfahren wir, mit welcher Heftigkeit die beiden vornehmen Räte sich auch beim Kaiser übereinander beklagten. Im ganzen überzeugte sich der Kaiser wohl bald, wie wenig gut der Heißsporn Held zur Zeit in seine Politik paßte; und ohne viel Bedauern ließ er den alten Vizekanzler nach und nach aus seinem Amte scheiden; sein Nachfolger wurde, wohl im Mai des nächsten Jahres, Johann von Naves.

Daß der Türkentag von Worms ohne Erfolg verlief, war die erste Enttäuschung der auf den Frankfurter Anstand gesetzten Hoffnungen. Aber gegen die erneuten Bestrebungen der Kurie, nun doch das Konzil zustande zu bringen, hielt der Kaiser, immer mit Rücksicht auf seine ältere Abrede mit Frankreich, an seiner Concordienpolitik fest. Dabei mußte er sich des Druckes von beiden Seiten erwehren; an demselben 24. Februar, an dem er in Gent sein Urteil ankündigte, hat er sowohl den Kardinal Farnese, wie die Schmalkaldischen in Audienz empfangen; Anfang März folgte ihnen Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, der wie früher auf den Krieg gegen die Schmalkaldischen drängte. Farnese klagte über des Kaisers Schwäche, wie nur je ein bayrischer Rat. Der Kaiser dagegen zweifelte prophetisch an der Zuverlässigkeit der Kurie, wenn es Ernst werde. Hinter dem ungestümen Drängen des Braunschweigers vermutete er eigensüchtige Motive —, den Besitz von Goslar. Schon die Klugheit zwang ihn zum Verhandeln.

Die Religionsgespräche von 1540
und der Fall des Landgrafen von Hessen

Für uns liegen die theologischen Verhandlungen der nächsten beiden Jahre ohne Bruch in der bisherigen Richtung der kaiserlichen Politik. Noch sind sie keine Irreführung, auch nicht bloß ein Mittel zum Zeitgewinn, sondern genau so wie 1530 zu Augsburg durchaus Selbstzweck. Eine andere Frage bleibt natürlich, ähnlich wie bei dem so lange gepflegten Konzilsplan, wie weit und wie lange sich der Kaiser Illusionen hingegeben hat in bezug auf die Durchführbarkeit seiner Mittel. Er selbst sollte erst nach und nach Einblicke gewinnen in die Tiefe der Gegensätze, die ihm in den letzten Jahren durch die loyale Haltung der protestantischen Fürsten verdeckt waren.

Ein gebildeter Theologe und genauer Kenner der deutschen Verhältnisse, wie der Nuntius Morone am Hofe König Ferdinands, und mit ihm ein Teil der maßgebenden Persönlichkeiten an der römischen Kurie, wie der Kardinal Aleander, hielten die Religionsgespräche für aussichtslos, ja im Sinne des kirchlichen Lehramts für entwürdigend. Sie taten alles, ihr Zustandekommen zu verhindern und die begonnenen Gespräche zu verschleppen. Auch auf der Gegenseite gab es die radikal ablehnende Meinung von der Unvereinbarkeit des Gegensatzes, und wir wissen heute, nicht nur aus dem Verlauf der deutschen Reformation, sondern schon aus ihren tieferen kirchenpolitischen Voraussetzungen, daß es sich damals in der Tat um viel mehr handelte, als um einzelne dogmatische Meinungsverschiedenheiten. Unter den Zeitgenossen aber gab es genug ernsthafte Theologen, die sich der gemeinsamen christlichen, ja patristischen Grundlagen bewußt blieben. So konnten in dem von Carlowitz noch zu Lebzeiten des Herzogs Georg Anfang 1539 in Leipzig abgehaltenen Religionsgespräch durch Bucer und Wicel in voller Ehrlichkeit Formulierungen des Abendmahls oder des Verhältnisses von Glauben und Werken gefunden werden, die der lutherischen Anschauung so gut genügten wie der altkirchlichen. Man hat freilich ganz richtig bemerkt, daß eine Vergleichung auf solcher Grundlage nur gelang, indem man gewisse Nebenfragen von doch entscheidender Bedeutung umging; bei der Transsubstantiation zum Beispiel die Frage der dauernden Gegenwart des Herrn in der gewandelten Hostie, unabhängig von ihrem Empfang durch den gläubigen Christen — was nicht nur tief in dogmatische Grundanschauungen und in die Bedeutung des Priestertums zurückführte, sondern auch für den Kirchenraum, den Kultus oder die Schändung der geweihten Hostie die ungeheuerlichsten Folgen haben mußte.

Die Freunde solcher Gespräche täuschten sich keineswegs darüber. Aber ihre Meinung ging dahin, zu erproben, wie nahe man sich kommen könne, und dann zu erwägen, welche unter den unverglichenen Punkten man gegenseitig tolerieren dürfe. Daß es erlaubt sei, in Fragen des Ritus, etwa des Laienfeldes oder der noch heftiger erregenden Frage der Priesterehe, entgegenzukommen, meinte man zeitweilig bis in den Schoß der römischen Kurie. Die Auffassung der Politiker aber ging noch einen Schritt weiter, insofern sie neben den Anschauungen immer auch ihre menschlichen Träger und deren weltliche Möglichkeiten im Auge behielten. Wenn es gelang, die Gegner aufzuspalten, sei es durch Aufdeckung von Meinungsverschiedenheiten unter ihnen, sei es durch Gewinnung einzelner Persönlichkeiten aus politischen Motiven, so war nicht nur die Gefahr des Augenblicks überwunden, sondern auch einer späteren Regelung vorgearbeitet. Alle diese Umstände gaben der Diplomatie um die Religionsgespräche gerade im Zusammenhang der kaiserlichen Gesamtpolitik eine eigentümlich beispielhafte Bedeutung.

Daß der Papst überhaupt in die Religionsgespräche willigte, war neben dem auch an der Kurie nicht ganz fehlenden Bestreben, das Letzte zu versuchen, eine Frucht des kaiserlichen Entgegenkommens gegen das Haus Farnese in bezug auf die Herrschaft Camerino. Aber die Mitwirkung der Kurie blieb doch eine sehr eingeschränkte. „Wenn sie Euch sagen“, hieß es in der Instruktion für Morone vom 15. Mai 1540, „die Beilegung des Zwistes dränge sehr, so antwortet: das Seelenheil dränge noch mehr.“ Nur der Papst könne geeignete Mittel durch das Universalkonzil oder als Repräsentant der universalen Kirche aus eigener Machtvollkommenheit genehmigen. „Sagt man, ohne die Beilegung der Glaubenssache sei der Friede in dieser Nation nicht herzustellen, so antwortet: dann müsse man andere Wege suchen“ — was unmißverständlich war. Sich selbst an der Disputation zu beteiligen, war dem Nuntius verboten; nur in seinem Hause dürfe er die katholischen Colloquenten empfangen und beraten; und auch dafür erhielt er sehr gemessene Richtlinien.

Der Kaiser bereitete sich auf die ihm bevorstehenden Entscheidungen genau so von langer Hand vor, wie König Ferdinand und die Parteien in Deutschland. Auch er durch Korrespondenzen, Beratungen und Erörterungen über die entscheidenden Punkte. Ihn beschäftigte in den Gesprächen mit seinem Beichtvater und anderen Theologen vor allem die Abgrenzung des „ewigen gegen das gesetzte Recht“, des *droit divin ou positif*; er suchte gegenüber der starren Ablehnung nach den Grenzen des Möglichen. Als dann das wegen ansteckender Krankheiten von Speyer nach dem nicht weit entfernten Hagenau

verlegte Gespräch durch König Ferdinand am 12. Juni wirklich eröffnet war, betonte der Kaiser zwar ausdrücklich, daß nichts ohne Zustimmung des Papstes geschehen solle, wirkte aber den Störungen durch Morone und die Bayern ebenso bewußt entgegen. Zum Ausgangspunkt empfahl er die bereits in Augsburg zwischen Campegio und Melanchthon beglichenen Artikel. Dazu wollten sich jedoch die Protestanten keineswegs verstehen; „sie wüßten sich nicht zu erinnern“, sagten sie. Das war nicht verheißungsvoll.

Beiderseits sah man die angesehensten Theologen. Natürlich konnte Luther selbst, so wenig wie in Augsburg, dabei sein. Auch Melanchthon nicht, wegen Krankheit. Dafür waren Cruciger, Myconius, Bucer, Osiander, Link und Blarer erschienen; auch Calvin in seiner entschiedenen Art war nicht unwichtig; er kam mit den Straßburgern. Von altkirchlicher Seite standen, schon wegen der Gegenwart Ferdinands, seine eigenen Theologen Faber und Nausea und der von ihm herangezogene Cochlæus im Vordergrund; daneben natürlich Eck von Ingolstadt. Indessen, zur eigentlichen Arbeit war man noch nicht gekommen, als Verlegungsvorschläge auftraten, denen man nachgab. Und doch war es nicht umsonst gewesen, daß Theologen und Politiker einmal in die erste Fühlung traten und die Art eines solchen Vorgehens erörterten. Die Verlegung geschah nach Worms zum 20. Oktober.

Ferdinand war durch dringende Nachrichten in seine Erblande abgerufen. Er reiste zur rechten Zeit, da am 21. Juli Johann Zapolya gestorben war, dem er nach dem Vertrag von Großwardein in Ungarn nachfolgen sollte. Leiter der Gespräche blieben Kurpfalz, Bayern und der Bischof von Straßburg; für Trier rückte Mainz ein. Die Fürsten ließen sich durch ihre Räte und Kanzler vertreten. Der Kaiser aber sandte dieses Mal seinen ersten Rat, Nicolaus Perrenot, Herrn von Granvelle, und betonte dadurch seinen ganz persönlichen Anteil. Für uns tritt damit der bisher vornehmlich im diplomatischen Dienst bewährte Staatsmann in den Vordergrund der deutschen Geschichte. Er war Diplomat geblieben und gab auch den Wormser Verhandlungen durch kluge Regie und unermüdlischen Fleiß einen gewissen äußeren Erfolg. Die Lage des Kaisers, aber auch der Zufall wollten es, daß besondere Umstände ihn in seiner Auffassung von der Ersprießlichkeit einer vorwiegend politischen Behandlung der Dinge bestärkten.

Der Kaiser hatte Anfang Oktober unter dem Eindruck des raschen Abgleitens der französischen Freundschaft zwei wichtige Maßnahmen getroffen, die zwar in gewissem Sinne nur hinhaltend waren, ihn aber um so empfänglicher machten für neue Verbindungen oder Sicherungen. Am 2. Oktober

war er entsprechend seinem politischen Testament von 1539 an die vornehmsten Herren der Niederlande mit der schwerwiegenden Frage herangetreten, was ihnen besser schiene, den Prinzen Philipp, natürlich in der Hoffnung auf männliche Nachkommenschaft, zum Herrn zu haben, oder mit dessen Zustimmung die Infantin Maria, die dann mit dem zweiten Sohne des römischen Königs verheiratet werden sollte. Die Herren scheinen ihm freie Hand gelassen zu haben.

Aber unabhängig von dieser Erörterung belehnte der Kaiser am 11. Oktober 1540 den Prinzen bereits mit Mailand — vielleicht in Erinnerung an eine Bemerkung Gattinaras, aber doch nicht in dessen Sinne, sondern im Zuge der neuen rein dynastischen Politik, die er nun auch ohne Frankreich betrieb. Nach dieser Vorbereitung kassierte er am 28. Oktober zu Brüssel „in Ansehung der Veränderlichkeit aller Dinge“ das eben erst aufgesetzte Codicill von 1539. Er sagte, der König von Frankreich stelle für die damals in Aussicht genommenen Ehen so unerhörte Bedingungen, daß sich aus ihrer Annahme nur größere Unzuträglichkeiten ergeben müßten. Deshalb habe er unter Zuziehung der Großen des Landes diese Pläne aufgegeben und die Entscheidung über die spätere Regierung hinausgeschoben — bis auf Mailand, das in den Händen eines nicht ganz zuverlässigen Fürsten dem Reiche verloren gehen könnte, da doch alle Länder, besonders Castilien und Aragon, dafür so große Opfer gebracht hätten; deshalb habe er mit Mailand den Prinzen Philipp investiert. Das war Liquidation der Vergangenheit und folgenschwere Vorbereitung der Zukunft, ein Hinüberschieben der Gewichte nach Spanien.

Für die Gegenwart aber schien etwas anderes noch bedeutungsvoller. War der Landgraf von Hessen vor Jahresfrist durch Naves an die Königin Marie herangetreten, dann durch den Erzbischof von Lund an den Kaiser und im März zu Gent erneut durch seinen Gesandten Siebert von Löwenberg, so bot er jetzt unter den üblichen Vorwänden von Anträgen und Bitten in Landes- sachen noch dringender und vertraulicher dem Kaiser durch Granvelle seine Dienste an. Granvelle befand sich bereits auf der Reise nach Worms in seiner Heimat Ornans, und der Kaiser beauftragte Cornelius Schepper mit der vorläufigen Behandlung dieser sehr delikaten, aber aussichtsreichen Angelegenheit. Aus Scheppers Berichten an Granvelle mit ihren Beilagen wissen wir das Nähere; die Marburger Akten bestätigen ihre Zusammenhänge.

Der Landgraf fühlte sich wegen seiner am 4. März dieses Jahres vollzogenen Doppelhehe in der größten Verlegenheit, da gerade seine Konfessionsverwandten, vor allem Kursachsen, ihn im Stiche zu lassen drohten. So wandte er sich merkwürdigerweise in demselben Augenblicke an den Kaiser, wo dieser,

wie wir wissen, seinerseits Kursachsen vom Landgrafen zu trennen hoffte. Er tat es mit dem Angebote, den bedrohlichen Machenschaften gegen den Kaiser in Deutschland entgegentreten zu wollen, weil ja Seine Majestät durch die Ankündigung des Wormser Gesprächs und des nächsten Reichstages zeige, daß sie nichts anderes wolle, als den Deutschen Ruhe und Frieden bringen. Jene Machenschaften hätten im Juli durch kursächsische Bündnisverhandlungen in Frankreich eingesetzt, um die vom Kaiser angestrebte Union im Reiche zu hindern. Er habe das bislang verhütet und werde es auch in Zukunft tun, wenn der Kaiser ihn unter Verzeihung alles dessen, was bisher geschehen sei, zu besonderer Gnade aufnehmen wolle. Dann würde er ihm sogar gegen Frankreich, die Türken, England und in Ungarn zur Verfügung stehen, nur nicht gegen Deutsche. Der Landgraf sei bereit, vertraute Räte zur Verhandlung zu senden, auch zu weiteren Eröffnungen. Er werde nicht nur alle französischen Werbungen und Praktiken hindern, sondern auf Reichstagen die Partei des Kaisers nehmen und für Bewilligungen eintreten, auch für den römischen König und zukünftigen Kaiser. Er würde dem Kaiser wohl auch dienen können in den Niederlanden, vor allem gegen Geldern.

Nichts konnte dem Kaiser willkommener sein.

Schepper notierte sich in seinen Papieren: „Am 28. Oktober, 2 Uhr nachmittags, hat mir der Kaiser aufgetragen, folgende Antwort mündlich an den hessischen Doktor zu geben“: Wegen der Anträge, auch wegen Bestätigung der Hohen Schule in Marburg, werde sich der Kaiser demnächst in Deutschland nach Gebühr verhalten. Was aber das persönliche Erbieten des Landgrafen betreffe, so sei klar, daß der Kaiser nie Grund gegeben habe zu dem Verdacht, daß er gegen christliche Fürsten, wer sie auch seien, irgendwie mit Gewalt vorgehen wolle; er habe auch jetzt nicht die Absicht. Deswegen habe er den Herrn von Granvelle mit Vollmacht nach Worms abgesandt, um für Frieden und Einigkeit zwischen den Fürsten zu wirken. Wenn also der Landgraf in seiner Ergebenheit verharre und in ein noch engeres Verhältnis zum Kaiser treten möchte, so würde er den Herrn von Granvelle auch dazu bevollmächtigt finden.

Granvelle bedankte sich bei Schepper für so reichliche Informationen in einem eleganten Humanistenbriefe noch aus Ormans. Dann begab er sich nach Worms zu dem schon ein wenig verspäteten Religionsgespräch. Von hier aus schrieb er oft und eingehend an den Kaiser, und wir sehen durch seine aufmerksamen Augen diese deutschen Fürsten und Räte sich in den Geschäften dieser Wochen bewegen, besonders die Hessen. Bei Eröffnung des Wormser Gesprächs durch Granvelle am 25. November war der päpstliche Nuntius

Tomaso Campegio, Bruder des inzwischen verstorbenen Kardinals, nicht zugegen. Aber am 8. Dezember erschien er in der Versammlung und sprach zur allgemeinen Überraschung friedlich und freundlich, beklagte die Spaltung und mahnte zur Eintracht. Die Protestanten waren auf etwas ganz anderes gefaßt und Melanchthons peinlich vorbereitete Antwort mit der Ablehnung päpstlicher Ansprüche verfehlte die Lage. Man beschloß dann schriftliche Verhandlung. Dabei ergab sich ein offenkundiger Mangel, dieses Mal auf Seite der Altkirchlichen. Die elf protestantischen Vertreter fußten einhellig auf der Konfession; von den elf Altkirchlichen aber wichen diejenigen von Brandenburg, Pfalz und Jülich-Cleve bemerkenswert von den übrigen ab. Der Kaiser schien in die Lage zu kommen, statt geschlossener Parteien, beiderseits aufgespaltene Gruppen zu finden. Denn nun wirkte sich auch die neue Haltung des Landgrafen aus. Granvelle stand mit ihm durch Räte und Theologen in ununterbrochener Beziehung.

Das Bild, das sich Granvelle von der Lage machte, war begreiflicherweise dasjenige einer geflissentlichen Annäherung einzelner protestantischer Fürsten an ihn; auf Seite der Altkirchlichen dagegen das einer unausgesetzten Folge von Schwierigkeiten. Von dem kurmainzischen Kanzler sagte man, daß er nichts ohne Held tue; bei den Bayern stieß Granvelle auf eine ausgesprochene Verschleppungspolitik. Er gewann außerdem den Eindruck, daß sich die protestantische Partei nach und nach ansehnlich verstärkte; er rechnete bestimmt mit Kurpfalz und der ganzen kurpfälzischen Familie. Auch mit Cleve. Vor allem mit Brandenburg, dessen Kurfürst klug und rührig sei, des Lateinischen gut mächtig und von Einfluß auf Luther, zu dem man durch ihn ganz gewiß Zugang gewinnen könne. Kurzum, der kaiserliche Rat sah im Sinne seines Herrn die Rollen sonderbar vertauscht: sachliche Schwierigkeiten, aber mancherlei Entgegenkommen und erst recht die politische Zukunft auf der protestantischen Seite; dagegen eine zur Zeit unerwünschte Kriegsstimmung und kühle Ablehnung der Vermittlung bei den eigenen Glaubensgenossen.

So war es ein Erfolg, daß es ihm gelang, vor und neben den beiderseits schwierigen öffentlichen Verhandlungen, wiederum mit Hilfe des Landgrafen, ein Geheimgespräch im engsten Kreise zustande zu bringen. Es kam zu eingehenden theologischen Besprechungen zwischen Bucer und Capito einerseits, Veltwyß und Gropper andererseits. Dieses Gespräch nahm in der That einen sehr hoffnungsvollen Verlauf. Bucer ist uns längst als kirchenpolitischer Vertrauter des Landgrafen bekannt. Auch von einem Straßburger, wie Capito, durfte man Sinn für die Forderungen des Tages erwarten. Neu traten Grop-

per, der sehr aufgeschlossene Theologe des reformatorisch gesinnten Kurfürsten von Köln, und Gerhard Veltwyf auf den Plan. Dieser Konvertit aus Kabe-stein, wendig und werbend, hatte in einem Jugendwerke, der Schwile tohu, der „Wanderung durch die Wüste“, in hebräischer Sprache, sogar in den gebundenen Formen alttestamentlicher Schriften, seine jüdischen Stammesbrüder offenbar aus innerer Ergriffenheit für das Christentum zu gewinnen versucht. Wie er von den Zeitgenossen unter die ersten Hebräisten gezählt wurde, so erregte er als kaiserlicher Rat in Worms doppelt das Interesse der protestantischen Theologen. Man fand sich auf neutralem, gelehrtem Boden. Veltwyf schloß sich theologisch an die Formulierungen seines niederrheinischen Landsmanns Gropper an, und man versteht, daß in den Gesprächen dieser vier, denen wohl die inzwischen auch an den Kaiserhof gerathenen Leipziger Aufzeichnungen von 1539 gute Dienste leisteten, nicht nur der beste Wille herrschte, sondern auch die Möglichkeit tragbarer Formulierungen.

Das Hauptgespräch hatte viel Umständlichkeiten. Die Redner hielten sich nicht an die ihnen zur Verfügung gestellte Zeit. Indessen auch hier gab es eine gewisse Verständigung und schließlich gute Mienen, als Granvelle vorschlug, sich mit Rücksicht auf den nahe bevorstehenden Reichstag mit dem bisher Erreichten zu begnügen.

Über den theologischen Gesprächen und in eigentümlicher Wechselwirkung mit ihnen gingen die Verhandlungen zwischen Granvelle und dem hessischen Kanzler über die „Versicherung“ des Landgrafen von seiten des Kaisers ihren Weg. Wie der Landgraf sich nicht von seinen Glaubensgenossen trennen wollte, so hielt Granvelle seinerseits daran fest, daß der Vertrag nur bedingungsweise formuliert werden könne, ohne Zugeständnisse in der Religion. Nach vielem Hin und Her war man Mitte Januar so weit, daß Verzeihung wegen Württemberg und anderer weltlicher Dinge zugesagt werden konnte. In Heidelberg, wo der Kaiser sich Anfang Februar kurz aufhielt, bekam Granvelle die Nachricht, daß der Landgraf alles billige, was sein Kanzler mit den Herren de Praet und Granvelle abgeredet habe: Zusicherung der kaiserlichen Gnade in der Erwartung guter Dienste auf dem kommenden Reichstage. Auch sonst hatte man zum persönlichen Besuch des Reichstags nicht ohne Erfolg geworben.

Zu alledem hatte sich auch am Kaiserhof die Lage insofern gebessert, als der sehr einflußreiche Kardinallegat Marcello Cervino, der zwar nicht an den Gesprächen hatte teilnehmen sollen, wohl aber ihretwegen an den Kaiserhof gesandt war und neben Alessandro Farnese gegen sie wirkte, wie so viele seiner Vorgänger sich dem starken Eindruck von der Art und von den Absichten des

Kaisers nicht entziehen konnte. Cervino war Erzieher und vornehmster Berater des Kardinalnepoten, selbst später Legat am Tridenter Konzil und Papst. Jetzt war er schon abberufen, erhielt aber auf seine Berichte einen Nachfolger, der für die jetzt in Rom geduldete Fortführung der Gespräche außerordentlich viel bedeuten sollte, den schon früher nicht ohne Mitwirkung des Kaisers dafür bestimmten Gasparo Contarini.

Regensburg 1541

Von dem zum 6. Januar 1541 nach Regensburg ausgeschriebenen Reichstage durfte man nach diesen Vorbereitungen im Sinne des Kaisers und Granvelles das Größte erwarten. Für den Ausgleich traten noch einmal die besten Kräfte auf den Plan. Die Geschichte selbst steuerte ihre wirksamsten Hilfen bei, die Hoffnung auf ein Gelingen, die man den Wormser Verhandlungen entnahm, und die Not, die den Kaiser zwang, schon im Sinne seiner kaiserlichen Autorität eine friedliche Verständigung anzustreben, da er so wenig wie sein Bruder zur Anwendung von Gewalt in der Lage war. Ferdinand stand ein neuer gefährlicher Türkenkrieg in Ungarn bevor; er belagerte vergeblich die Burg von Ofen und mußte jeden Augenblick auf einen türkischen Entsatz gefaßt sein. Dem Kaiser drohte der alte Druck von Frankreich, ganz zu schweigen von seiner immer noch nicht aufgegebenen Absicht, zum Schutz der Küsten seiner Reiche wenigstens im westlichen Mittelmeer nochmals offensiv vorzugehen, und zwar sobald als möglich.

Ärgerlich, daß sich nun doch alles aufreibend in die Länge zog.

Der Kaiser kam aus den Niederlanden über Speyer, wo er — gleich einem Friedensgeläut am Vorabend großer Tage — die Aechtserklärungen gegen Goslar und Minden, ebenso die schwebenden Kammergerichtsprozesse gegen die Protestanten suspendierte. Schon in Heidelberg festlich aufgenommen, erfreute er auch die protestantische Reichsstadt Schwäbisch-Hall durch gnädigen Besuch. In Nürnberg und am 23. Februar in Regensburg zog er großartig ein, für seine Person freilich im Gegensatz zu früher in schlichtem schwarzen Gewand. Er bedurfte nicht mehr des jugendlichen Gepranges.

In der Stadt merkte man noch nicht viel vom Reichstage. Nur die Herzöge Ludwig von Bayern und Heinrich von Braunschweig warteten dem Kaiser auf. Einige Tage nachher erschien Herzog Wilhelm mit Gemahlin. Karl war in

Verlegenheit, wie er seinem, auch noch verhinderten Bruder schrieb, wegen der gesellschaftlichen und reichsrechtlichen Formen und bat um Anweisungen. Einweilen ließ er das Herzogspaar von Bayern durch den Herrn de Praet begrüßen. Als bald erschien Herzog Wilhelm bei ihm mit einigermaßen freundlichen Erbietungen. Gar vieles erinnerte jetzt und später an Augsburg 1530. Der Herzog drückte sogar sein lebhaftestes Verlangen aus nach einer Verbindung seines einzigen, jetzt dreizehnjährigen Sohnes mit der gleichaltrigen österreichischen Nichte des Kaisers. Einige Wochen später wurde nach Verhandlungen durch die Königin Marie eine andere kaiserliche Nichte, die so oft umworbene Herzogin-Witwe Christine mit dem Erbprinzen von Lothringen vermählt, deren Tochter Renate, wieder eine Generation weiter, in das bayrische Herzogshaus hineinheiraten sollte. So bereitete sich in diesem Sommer schon die denkwürdige Verbindung der altkirchlichen Häuser bis tief in die Gegenreformation hinein vor.

Dem entsprach die politische Haltung der Bayern. Die sogenannten Protestanten, sagten sie, mißbrauchten die Güte des Kaisers. Hätte man das Wormser Edikt durchgeführt, so wäre man jetzt nicht in dieser Lage. Lund habe sich in Frankfurt sehr verkehrt benommen, ebenso gegenüber der Stadt Augsburg. Die Gespräche von Hagenau und Worms hätten nichts anderes ergeben, als die Unzuverlässigkeit gewisser katholischer Fürsten. Jetzt komme es darauf an, die katholische Liga zu stärken. Im übrigen gäbe es drei Mittel. Einmal die Verhandlungen; davon versprächen sie sich nichts; die seien weitläufig und die anderen christlichen Fürsten würden das Ergebnis doch nicht annehmen; denn, fügten sie spitzig hinzu, man lebte bisher des Glaubens, daß die Beschlüsse der alten Konzilien und die Bräuche der Kirche seit der Apostelzeit nicht mehr in Zweifel gezogen werden dürften. Das zweite Mittel wäre, die alte Religion zur Ehre Gottes und des Kaisers unbedingt zu erhalten mit Hilfe anderer Fürsten und Potentaten der Christenheit. Das dritte ein Generalkonzil in Deutschland binnen anderthalb Jahren und bis dahin die Erhaltung des Landfriedens unter Stärkung des katholischen Bundes, um die Gegner im Zaum zu halten. Alles dieses, auch die Hereinziehung fremder Mächte, war Programm der Gegenreformation.

Die Antwort des Kaisers, die auch schriftlich festgelegt wurde, hielt sich in allgemeinen Dankfagungen mit dem Hinweis auf die vielfältigen Behinderungen des Kaisers durch Türken und andere Feinde. Seine Bemühungen für das Konzil seien von den christlichen Fürsten selbst, auch in Deutschland, durchkreuzt worden. Wenn erst andere Stände zum Reichstage erschienen

seien, könne man von diesen Dingen weiter reden. Die Antwort ließ sich kaum zurückhaltender geben.

Es dauerte bis zum 5. April, bis der Reichstag eröffnet werden konnte. Der Kaiser hatte mehr als einen Monat verloren, und die Jagden bei Straubing waren dieses Mal wirklich nur Zeitvertreib gewesen. Nach dem üblichen Meinungsaustausch an Hand der Reichstagsproposition nahm man sogleich die Frage der Religion in Angriff durch die Anberaumung eines Gesprächs, für das man sich der bisherigen Erfahrungen bediente. Der Kaiser selbst ernannte je drei Kolloquenten, Gropper, Julius Pflug und Eck von der altkirchlichen, Melanchthon, Bucer und Pistorius von der Gegenseite. Von Laien wurden ihnen Pfalzgraf Friedrich als Präsident und Granvelle zugeordnet, sowie die Kanzler von Sachsen und Hessen, nebst Jakob Sturm von Straßburg. Es war wirklich eine sehr kaiserliche Religionspolitik, was man da trieb.

Einen vollen Monat, von Ende April bis Ende Mai, dauerten die Gespräche. Sie bildeten den weitaus denkwürdigsten Teil des Reichstages, und man möchte verweilen bei diesen von ehrlichem Streben, politischer Not und zugleich von entschlossener Ablehnung begleiteten Versuchen, zur Union zu kommen. Ein geheimnisvolles Schriftstück, das anscheinend auf das Wormser Geheimgespräch zurückging und in einigen Exemplaren bekannt war, wurde den Beratungen zugrunde gelegt. Am ersten Morgen brachte es Granvelle versiegelt mit, um es abends wieder unter Verschluss zu nehmen. Man nannte die auf Grund dieser Besprechungen festgelegten Sätze später das Regensburger Buch. Die katholischen Kolloquenten traten täglich vor dem Gespräch mit Contarini in Vorbesprechungen ein, so daß der Legat auf diese Weise unmittelbar mitwirkte. Aber auch der Kaiser beteiligte sich. Es kam in diesen Wochen öfter zu beglückender Einigkeit, und berühmt ist Contarinis Brief nach Rom, Gott sei Dank habe man in der Rechtfertigungslehre die einigende Formel gefunden. Gegenüber der groben Art von Eck erwies sich Contarinis urbane Höflichkeit als bezwingend. Er tadelte offen das geflissentliche Streben des Ingolstädter Theologen, möglichst bald an offene Kontroverslehren, wie den Primat des Papstes, heranzukommen, um das Gespräch zu sprengen. Er wirkte selbst einmal sogar durch eine schriftliche Formulierung mit und ließ erkennen, daß auch er persönlich befriedigt war über jede in Sicherheit gebrachte Erklärung der Einigkeit. Am 1. Mai, also noch in der Frühzeit des Gesprächs, führte Beltruy sogar Bucer bei ihm ein. „Wie groß die Frucht der Einigung und der Dank aller sein werde“, betonte der Legat. „Es sei auf beiden Seiten gefehlt“, erwiderte Bucer, „wir haben einiges zu stark betont, Ihr habt die Mißbräuche

nicht abgeschafft. Mit Gottes Willen werden wir uns finden in der Wahrheit.“

Wichtiger als Bucer erschien noch Melanchthon. Auch er befeiligte sich des größten Entgegenkommens in der Form. Sachlich freilich blieb er offener und härter als in Augsburg. Als man zum Sakrament des Altars kam, erklärte er vor den protestantischen Ständen unumwunden, daß hier eine Vergleichung unmöglich sei. Ähnliches wiederholte sich öfter und bedeutete stets für Granvelle eine so schwere Enttäuschung, daß er sich in seinem Temperament mehr als einmal vergaß und es mit Drohungen versuchte, wodurch die Sache natürlich nur schlimmer wurde. Daß man sich ernstlich und zugleich naiv bemühte, lehrt jene luxuriöse Abendgesellschaft beim Kurfürsten von Brandenburg, auf der auch der Landgraf, der Pfalzgraf, Granvelle, de Praet und die sächsischen Räte erschienen und die Kaiserlichen sich anschickten, „den Fürsten in freundschaftlichen Gesprächen die Wahrheit des allerheiligsten Sakraments nahebringen; der Abend war nicht ganz nutzlos“, schrieb Sanzio am 13. Mai dem Kardinal Garnese.

Wie Melanchthon seinen Glaubensgenossen und dem kaiserlichen Rat, so legten Contarini und Morone dem Kaiser selbst wiederholt die Unvereinbarkeit einer Formulierung mit ihrer Glaubenslehre dar, wodurch auch dieser oft unliebsam in die Gespräche hineingezogen wurde. So sehr hing er doch an der Hoffnung einer Verständigung, daß er dabei den Legaten einmal sehr unfreundlich anließ. Er sei kein Theologe, aber er habe gehört, daß man über das Wort Transsubstantiation streite, während die Protestanten sogar geneigt seien, die Ohrenbeichte zuzulassen. Daran solle man sich halten und zunächst alles Vergleichene sammeln und zum Schluß in Gottes Namen auf die unstrittenen Punkte zurückkommen; die Verhandlungen zum Scheitern zu bringen, sei kein Kunststück.

Wir begreifen, wie schwer es der Kaiser nahm, daß Amsdorf von der Kanzel herab gegen die Vergleichung predigte. Am Hof sprach man auch davon, daß französische Einflüsterungen die Theologen so halsstarrig machten, da man eines Tages Melanchthon im Gespräch mit dem französischen Orator gesehen hatte. Deshalb wandte sich der Kaiser von den Theologen an die Fürsten und Räte, zuerst an Landgraf Philipp. Kein Zweifel, daß dieser seine Zusagen auf Unterstützung der kaiserlichen Politik getreulich erfüllte; er nahm auch innerlichen Anteil an den Gesprächen. Wir haben sein Exemplar des Regensburger Buches mit höchst persönlichen Glossen; ebenso Aufzeichnungen über seine Unterredungen mit dem Kaiser und dessen Räten.

Da hören wir den Kaiser den Fürsten gut zusprechen. Der Sinn solcher Gespräche sei doch, sich nach Möglichkeit entgegenzukommen. Bitter beschwerte er sich über Amsdorfs Predigt, daß diese Gespräche „eitel Betrügerei“ seien, während sie ihm gar sehr „am Herzen lägen“. Philipp antwortete, es gehe nicht alles so rasch und auf einmal; die Theologen seien gegenüber der Concordie gewiß auch verschiedener Meinung. Sehr übel habe gewirkt, daß Eck öffentlich geprahlt habe, wieviel sie schon zugestanden hätten. Jedenfalls wolle er alles zur Concordie tun, was er gegen Gott und Gewissen verantworten könne. Der Kaiser fiel ihm einmal in die Rede bei Erwähnung der Franzosen. Der Landgraf aber nahm Melancthon nachdrücklich in Schutz. Amsdorf sei freilich ein heftiger Mann. Das, was mit dem Evangelium zu vereinigen sei, wie Pfaffenehe und Laienkelch, müsse man ihnen zugestehen.

Neben dem Kaiser redeten Pfalzgraf Friedrich und Naves auf den Landgrafen ein. Beide Teile besäßen doch nur ein Evangelium, und der Kaiser könne die Einigung nicht herbeiführen, wenn sie sich nicht in der Hauptsache verglichen. „Es würde gut sein“, bemerkte der Landgraf, „Luther selbst hier zu haben, er sei schiedlicher als der anderen keiner.“ Auch Weltwyß hatte Sonderverhandlungen mit dem Landgrafen. Immer wieder hieß es, daß der Kaiser dem Landgrafen aus der Verlegenheit helfen wolle, wenn er in der Religion das Seinige tue. Noch immer hoffnungsvoll meinte die kaiserliche Politik, von den Theologen allgemein an die Stände selbst gehen zu müssen.

Das ist denn auch geschehen und brachte die Enttäuschung.

Am 31. Mai endete das Gespräch der Theologen über die 23 Artikel des ihnen nach und nach vorgelegten Buches. Am 8. Juni wurde das auf Grund dieser Besprechungen formulierte Regensburger Buch den Ständen übergeben. Am 5. Juli erhielt der Kaiser die erste Antwort von den altkirchlichen Ständen; am 12. Juli von den Protestanten. Beide lehnten ab.

Es ist bekannt, daß Luther die ersten Mitteilungen aus Regensburg nicht ohne Hoffnung aufgenommen hat, dann aber die entscheidenden Formulierungen, gerade auch in dem Artikel von der Rechtfertigung, gänzlich verwarf. Das Entsprechende widerfuhr Contarini von der römischen Kurie. Selbst die von ihm gepriesene Formulierung wurde schon am 27. Mai vom Konsistorium der Kardinäle mißbilligt. Am 15. Juni entschloß sich Paul III sogar zur Nachricht an den Legaten, er werde nun unverzüglich das Konzil berufen. Karl äußerte sich höflich dazu. Ferdinand aber, der die Türkenhilfe brauchte, sagte dem Nuntius sehr bitter, solange der Papst keinerlei Anstalten zur Reform treffe, gäbe es Leute, die behaupteten, er rede immer nur dann vom Konzil, wenn man es

nicht halten könne. Daß die Kurie in erster Linie die Concordienpolitik stören wollte, liegt auf der Hand.

So war denn die Lage die, daß die Theologen zu Regensburg, Luther in Wittenberg, der Papst in Rom, die katholischen und die protestantischen Reichsstände alle nach der Reihe des Kaisers Vermittlungspolitik verwarfen. Sie war ganz sicher ernst gemeint. Man braucht nur die Darlegungen zu hören, die er einmal persönlich den sächsischen Räten gab. „Man breche wohl ein altes Haus ab, wovon doch die Steine und anderes zum Wiederaufbau eines neuen dienlich seien und keineswegs zu verachten. Wenn also Mißbräuche eingerissen seien und deshalb das Ganze angefochten werde, so dürfe man doch das einzelne darüber nicht gering schätzen.“ Er sprach davon, auch ohne die römische Kurie eine Reform durchführen zu wollen, wie er ja zu einem Konzil bereit gewesen war, falls er sich auf Deutschland hätte stützen können. Beides konnte er nicht, vor allem weil die altkirchlichen Fürsten seit Jahren jede Vermittlung für aussichtslos erklärten und auf Gewalt drängten. Seine Politik war das bisher nicht.

Nun aber änderte sich offenbar etwas im tiefsten Innern des Kaisers. Er hatte nicht umsonst schon einmal, in Augsburg, eine ähnliche Enttäuschung erlebt. Angesichts dieser mit noch größeren Erwartungen begonnenen, aber so völlig gescheiterten Gespräche hielt er sich zwar äußerlich mehr zurück als damals. Er hatte an seiner Seite auch nicht mehr den hitzigen Joachim I von Brandenburg, sondern dessen sehr gemäßigten Sohn, der sogar vertraglich zum Schutz seines Kirchentums mit ihm in ein nahes Verhältnis trat. Er begann wichtige protestantische oder zweifelhafte Fürsten planmäßig an sich zu fesseln. Vor allem vollzog er nun den so lange vorbereiteten Vertrag mit dem Landgrafen von Hessen. Alles Weitere begrub er in seinem Herzen. Aber wir dürfen annehmen, daß er im Grunde seines Wesens in diesen Tagen, nicht wie in Augsburg aus Enttäuschung und gekränktem Hoheitsgefühl, sondern aus wachsender Einsicht in die Natur der Dinge an der Durchführbarkeit einer Einigung Deutschlands mit friedlichen Mitteln zu verzweifeln begann, daß er jetzt — aber erst jetzt, nachdem er alles versucht hatte — auch die Wege der Herzöge von Braunschweig und Bayern zu gehen geneigt war, sobald die allgemeine Lage es ihm ermöglichte.

In der endgültigen Fassung seines Vertrags mit Philipp von Hessen vom 13. Juni klingt das zum ersten Male mit trockenen Worten an. Der Landgraf verpflichtete sich, kein Bündnis einzugehen mit dem Könige von Frankreich oder irgendeinem auswärtigen Potentaten, bei jeder Bündniserneuerung den Kaiser auszunehmen, auch nicht zuzulassen, daß der Herzog von Cleve in den Schmalfeldischen Bund aufgenommen werde. „Will auch für sich mit gemeltem Her-

zog von Cleve in kein Bündnis kommen“, vielmehr den Kaiser in seinen Ansprüchen auf Geldern und Bütphen unterstützen, falls das auch andere Reichsstände tun, jedenfalls dem Kaiser im Kriege gegen Frankreich beistehen — er sowohl wie sein Schwiegersohn Herzog Moritz von Sachsen. Dafür, versichert nun der Kaiser, „haben wir aus sonderer gnädiger Zuneigung Sein Lieb in unsere besondere Gnade und Freundschaft genommen und ihm alles und jedes, was das sey, so er wider uns, unseren Bruder oder wider kaiserlich Befehl und Recht und des Reichs Ordnung bis auf diesen Tag öffentlich oder heimlich gehandelt hette oder gehandelt zu haben geachtet wurde, genzlich nachgelassen und verziehen“, — doch mit dem unmißverständlichen Vorbehalt, „es wäre denn, daß von wegen der Religion wider alle Protestantes in gemain Krieg bewegt wurde“.

Sie mochten einstweilen getrost an des Kaisers friedliche Absichten glauben. Sah man nicht täglich den Kaiser im Gegensatz zu den Vertretern der Kurie und den altkirchlichen Fürsten auf das Entgegenkommen gegen die Protestanten bedacht?

Es war vor allem die Not seines Bruders in Ungarn, was ihn zum Entgegenkommen drängte. Schon im Juni hörte man verlässlich, daß der Sultan Suleiman in eigener Person heranziehe, um das verfraglich König Ferdinand zugefallene Ungarn mit seiner Königsburg Ofen für sich in Besitz zu nehmen. Ob er sich damit begnügen würde, war sehr fraglich, wenn man an das Jahr 1529 dachte. Alles kam also auf ausgiebige, mehr noch auf eilige Hilfe an, da Osterreich und seine Nachbarländer selbst auf dem Spiele standen. Ferdinand und seine Vertreter setzten das Letzte in Bewegung; ihre Reden vor den Ständen wirkten ergreifend und überzeugend. Aber, obwohl auch die Protestanten von der Notwendigkeit der Hilfe erfüllt waren, wollten sie darin doch nur willigen gegen Zusicherungen in der Religion. Was sich vor neun Jahren in Nürnberg und Regensburg getrennt abgespielt hatte, der Kampf um den Reichstagsabschied und das Ringen um einen wenn auch nur befristeten Religionsfrieden, drängte sich nun im Reichstag selbst zusammen. Die gerüsteten Parteien standen sich hier unmittelbarer und deshalb noch schroffer gegenüber. Die Schmalkaldischen wollten mindestens den Nürnberger Frieden, die Katholischen die Anerkennung des Abschieds von 1530 ausdrücklich in den jetzigen Reichstagsabschied aufgenommen wissen. Unvereinbare Forderungen!

Jetzt war es der junge Kurfürst von Brandenburg, der sich die erdenklichste Mühe gab, ein tragbares Ergebnis zustande zu bringen. Der Kaiser drängte auf Abschluß. Er wollte nach Italien, nach Spanien, zwischendurch gegen die Ungläubigen nach Algier ziehen, wie er jetzt einzelnen gegenüber nicht mehr

verheimlichte. Spätestens am 26. Juli müsse er aufbrechen. Man bemerkte, daß sein Ton gegen die Protestanten schärfer wurde. Er sah sich zu seinem Ärger gezwungen, noch einen oder anderen Tag zuzugeben. Am 28. Juli fanden die letzten erregten Auseinandersetzungen in seiner Herberge statt, getrennt mit den Altkirchlichen und mit den Protestanten. Die Fürsten und Räte arbeiteten Tag und Nacht, um eine Lösung aus dem Wirrwarr zu finden. Sie fanden eine solche wirklich — aber nur in einem ebenso verwickelten System von geheimen kaiserlichen Deklarationen. Und diese wurden dazu noch so übereilt gefaßt, daß es nachträglich neue Schwierigkeiten gab. Dafür sollte denn der Abschied und die eilige Hilfe von 10000 Knechten und 2000 Reitern auf drei Monate wirklich bewilligt werden.

Am 29. Juli, früh 4 Uhr, begannen die Schmalkaldischen ihre endgültige Beratung, da man schon für 6 Uhr zum Reichstagsabschied geladen war. Die Verhandlungen spielten dann zwischen den Gruppen hinüber und herüber. Kurbrandenburg, Pfalzgraf Friedrich und der neue Reichsvizekanzler taten ihr Bestes. Die Schmalkaldischen lehnten auch jetzt noch die ihnen erst um Mitternacht zugegangene Fassung einer kaiserlichen Deklaration ab, ersetzten sie aber durch einen neuen, von Feige und Sturm redigierten Entwurf. Eben diesen legte man in der Eile dem Kaiser vor, und er unterzeichnete ihn, auf einen Vortrag des brandenburgischen Rates Eustach von Schlieben hin, in der Meinung, es sei der von ihm früher genehmigte.

Die Deklaration ging in bezug auf den Schutz für Prediger und Anhänger der Augsburgischen Konfession auch in altkirchlichen Gebieten, Zusammensetzung des Reichskammergerichtes, Zustimmung zur kirchlichen Reformation von landsässigen Stiftern und Klöstern über den Nürnberger Religionsfrieden so weit hinaus, daß der Kaiser auch den Altkirchlichen noch eine geheime Deklaration bewilligen mußte, worin den geistlichen Ständen nicht nur ihre Renten und Zinse, soweit sie in Besitz waren, sondern auch ihre Hoheiten und Gerechtigkeiten gewährleistet wurden.

Erst um 10 Uhr eröffnete man die Schlußsitzung des Reichstags. Es fehlte auch in dieser Sitzung nicht an erregten Auftritten, aber man kam doch zum Abschied, um 2 Uhr nachmittags.

Der Kaiser brach nun sofort auf. Er schien im wesentlichen gescheitert.

Gescheitert war der Friede mit Frankreich in Nizza, gescheitert waren die Familienverhandlungen von Aiguesmortes, von denen er sich zeitweise so viel versprochen hatte; gescheitert auch der friedliche Ausgleich in Deutschland, trotz monatelanger hingebender Arbeit. Unwillig löste er sich vom Reich.

Der Zug vor Algier

Ohne Aufenthalt gelangte der Kaiser über Freising, München und Mittenwald nach Innsbruck. Hier rastete er zwei Tage, um am 6. August die gewichtigste Post zu expeditieren, die neue Fassung der Deklaration für die geistlichen Fürsten, die sehr bemerkenswerte Vollziehung seines Beitritts zum katholischen Bund, die Besetzung des Reichskammergerichts, nicht zuletzt die Abfertigung des Herrn de Praet mit den umfassendsten Instruktionen zur Information der Königin Marie über alles Geschehene und über seine nächsten Absichten. In diesen Erörterungen zieht die ganze politische Welt an uns vorüber, die dänischen und die pfalzgräflichen Dinge, die Sache des Landgrafen, der Reichstag, das Reichskammergericht, vor allem Geldern und Cleve.

Deutlicher als aus allen bisher bekannten Akten erfahren wir aus dieser Instruktion auch die eigentlichen Motive des Kaisers zu seinem Zuge nach Algier. Der Königin war bekannt, daß nur der Geldmangel den Kaiser nach Spanien zurücktrieb. Er gestand ihr, daß dieser Umstand allein ihn auch gehindert habe, persönlich gegen Suleiman zu ziehen, obwohl das seine Ehre eigentlich erforderte, seitdem er gehört habe, daß der Großherr in eigener Person komme. Um so mehr werde der Zug gegen die Ungläubigen in Nordafrika ihn vor der Welt rechtfertigen. Diesen aber könne er unternehmen, da er angesichts der türkischen und französischen Gefahr ohnehin nur mit einer Kriegsflotte nach Spanien zurückfahren dürfe, die Kosten dafür in der Hauptsache von Neapel und Sizilien getragen würden. Er erfülle außerdem einen alten Wunsch der Spanier und hoffe, sie sich dadurch geneigt zu machen, — offenbar für die dringend gewünschten Bewilligungen. Das Unternehmen sei wirklich nur in diesem Augenblicke noch möglich, da den König von Frankreich die Ermordung seiner aus der Türkei heimgekehrten Gesandten Rincon und Fregoso in der Nähe von Pavia sehr erregt habe, er es aber doch nicht wagen werde, den Krieg zu beginnen, solange der Kaiser gegen die Ungläubigen im Kampfe liege.

Über den Brenner, durch die Lombardei, über Mailand und Pavia gelangte der Kaiser nach Genua und von hier auf See. Da ihn inzwischen die trübsten Nachrichten aus Ungarn erreicht hatten über den Fall von Ofen und seine Besiznahme durch die Türken, beschloß er einen Abstecher nach Lucca zum Besuch des Papstes, den er für ein Konzil auf dem Boden des deutschen Reiches, für eine wirksame Türkenhilfe und für Schutz gegen Frankreich gewinnen

wollte. Auch dieser Versuch scheiterte in der Hauptsache, wobei der Papst außerdem Gelegenheit nahm, den Zug gegen Algier zu widerraten. Man hörte aus Ungarn noch von der Niederlage der Deutschen unter Roggendorf. Bald freilich auch von dem überraschenden, fast rätselhaften Abzuge Suleimans. Schreckte den Sultan eine neue Belagerung Wiens? Oder gingen auch ihm die Mittel aus? Oder bestimmte ihn die Nachricht, daß der Kaiser mit seiner Flotte gegen die türkischen Vorwerke in Nordafrika unterwegs sei?

Indessen sollte auch diese Unternehmung scheitern, und es ist müßig, die oft erörterte Schuldfrage eingehender zu behandeln. Die Natur selbst trat in das Bündnis gegen den Kaiser.

Er landete in Corsica und Sardinien, vereinigte dann seine Flotte bei Mallorca, wieder unter Andrea Doria, während die Landtruppen dem Vizekönige von Sizilien, Ferrante Gonzaga, unterstellt wurden. Um Zeit zu gewinnen, ließ er die spanischen Galeeren unter dem Herzog von Alba direkt auf Algier Kurs nehmen. Angesichts der Küste von Afrika sah man wirklich die Schiffe von allen Seiten aufeinander zueilen. Aber das Meer war bereits sehr unruhig. Die erfahrensten Seeleute hatten den Kaiser wegen der Jahreszeit gewarnt. Er aber beharrte eigensinnig auf der Durchführung des Planes und mochte seinem oft erprobten Glück vertrauen. Sein Hauptgrund war bis zuletzt, die erheblichen Aufwendungen nicht ungenutzt zu lassen, obwohl sich alles so sehr verspätet hatte — wie er meinte, zum Teil auch durch den inneren Widerstand der Seeleute.

Am Freitag und Sonnabend, dem 21. und 22. Oktober, war an eine Landung nicht zu denken. Sonntag Morgen aber sammelte der Kaiser den größten Teil seiner Flotte östlich Algier und begann die Landung an einer sehr seichten Stelle, wo allerdings die Truppen, auch mit Gepäck, eine lange Strecke durch halbhohes Wasser waten mußten. Nachmittags folgte wieder so hoher Seegang, daß es unmöglich wurde, Pferde und Lebensmittel aus den Schiffen zu bringen. Abends bezog der Kaiser ein Lager in der Nähe einer Quelle. Mitten in diesen Vorbereitungen eröffnete sich die Aussicht, durch Verhandlungen mit dem Vertreter Barbarossas in Algier, dem Renegaten Hassan Aga, rascher zum Ziele zu kommen. Dieser scheint wirklich geschwankt zu haben, hielt dann aber doch seinem Herrn die Treue.

Man rüstete also weiter zur gewaltsamen Eroberung der nicht allzu festen Stadt. Die Operationen gingen anfangs gut vonstatten. Man kam nahe an die Stadt heran und bemächtigte sich in leichten Kämpfen auch der beherrschenden Hügel. Da erhob sich in der Nacht vom 24. auf den 25. Oktober ein

fürchterlicher Orkan, der nach und nach an die 150 Schiffe mit Proviant, Munition und Mannschaften vernichtete. Es folgten Stunden der Verzweiflung, da die nur teilweise gelandeten Truppen Lebensmittel lediglich für zwei Tage mitgenommen hatten. Bei strömendem Regen entbehrte man gleich in der ersten Nacht sehr schwer den Rest der Zelte. Einem plötzlichen Überfall am nächsten Morgen hielten die noch kriegsungeübten italienischen Truppen nicht stand. Die Feinde brachen ein und stießen bis zum Lagerplatz des Kaisers vor, der sich ihrer nur eben noch durch seine deutschen Truppen erwehrte. Der darüber allgemein ausgebrochene Kampf führte die Kaiserlichen zwischendurch zu Erfolgen. Sie drangen beinahe in die Stadt ein, die von den Schiffen aus beschossen werden sollte, wenn diese nicht durch den Sturm auseinandergetrieben wären. Einige Besatzungen warfen die Geschütze und die Munition über Bord, andere kappten ihre Masten und hieben die Aufbauten der Schiffe herunter, um wenigstens die Artillerie zu bewahren. Bei dieser Gelegenheit ging auch ein gut Teil der kaiserlichen Kanzleiakten zugrunde, die er mit sich übers Meer genommen hatte. Erst am Mittwoch, dem 26. Oktober, trat eine gewisse Beruhigung des Meeres ein, und eine Zusammenziehung der Flotte wurde möglich. Kaum aber schöpfte man wieder Zutrauen zur Lage, als der Sturm aufs neue losbrauste, so daß der Kaiser sich nun doch entschloß, den Kampf abubrechen; am meisten wegen des Mangels an Lebensmitteln und zur Herstellung der Verbindung mit den Schiffen, zu denen man weiter westwärts zu gelangen hoffte. Immer neue Versuche, Lebensmittel auszuschiffen, erwiesen sich als undurchführbar. Die Soldaten sammelten Früchte und schlachteten Pferde zur Verteilung. Wieder marschierte man zwei Tage in der größten Not. Endlich gelang die Verbindung mit den Schiffen — immer unter Abwehr feindlicher Angriffe.

Mit zahlreichen vornehmen Spaniern befand sich im Heere auch Hernando Cortes, der Eroberer von Mexiko. Er bot dem Kaiser an, umzukehren und die Stadt Algier doch noch zu nehmen. Der Kaiser versagte es. So sah man einem ruhmlosen Abzuge entgegen, und im Heere, wie sonst unter den Zeitgenossen, häuften sich bald die Vorwürfe wegen des unüberlegten Entschlusses und der schlechten Durchführung des Unternehmens. Indessen, so vieles auch besser hätte gemacht werden können, das Verhalten des Kaisers war in sich gegründet und wäre ohne den Sturm im ungünstigsten Augenblicke vermutlich auch erfolgreich gewesen.

Am 2. November schilderte der Kaiser in einem sehr langen Briefe die Hergänge seinem Bruder Ferdinand; er fühlte selbst das Bedürfnis, sich zu rechtfertigen. Lange wartete er in Bugia östlich Algier auf gute See, um heim-

zukehren. Endlich in den ersten Tagen des Dezember landete er wieder in Cartagena. Über Ocaña, Toledo und Madrid begab er sich nach Valladolid, wo er Ende Januar 1542 eintraf.

Das ganze nächste Jahr widmete er sich den spanischen Angelegenheiten — noch einmal beschäftigten den Kaiser die Fragen der Menschlichkeit in den Neuen Indien, noch einmal hörte man die Stimme des Las Casas —, während sich am politischen Himmel Europas die Verhältnisse fast mit der Präzision der Gestirne wieder in die gewohnten Bahnen zurückfanden.